

Deutsch=
Süd=West=Afrika.

Wandereien

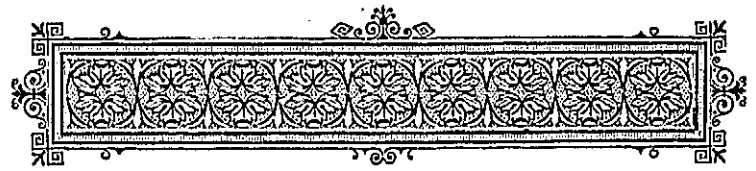
nach eigenen Erfahrungen

von
R. Garow.

Draniendaum i. Auf.

Druck und Br. der „Buchdruckerei Draniendaum“.

1899.



I.

Eine Löwenjagd.

Slar und golden stieg an einem Herbstmorgen des Jahres 1897 der Sonnenball hinter den roten Sanddünen am Firmament empor, mit seinen Strahlen die zahlreichen Haideblümchen und Strauchblüten küssend zum neuen Leben am neuen Tage. Tiefe heilige Stille, durch nichts unterbrochen, herrschte hier in dieser Steppe, an den Ausläufern der Kalahari-Wüste.

Es war im Juni und auf diesem Teil des Erdballs Herbst, denn die stark aufgetretene Regenzeit war mit Ausgang des Monats Mai beendet. Und Regenzeit in den Subtropen, in Südwestafrika, ist Sommerzeit.

Hier und da begannen die Bäume und Sträucher sich zu färben, das hohe Steppengras war nur noch am Fuße des Halms grünlich-saftig, oben aber gleich Kornähren gedürrt und gereift. In großen und kleinen Häufchen hatte der Wind den Grassamen an einzelnen Stellen zusammengefasst. Es heimelte dies an, denn man glaubte sich auf eine Tenne versetzt, wo der Landwirt seine mühsam geernteten Getreidekörner aufgehäufelt hat.

Mitten durch diese nicht öde aber doch einsame Steppe führte eine Wagenspur von Süden nach Norden, Düne um Düne durchschneidend. Die ganze Gegend gleicht Meeresswogen, denn lang und sanft erstreckt sich jede Sanddüne in flachen Wölbungen auf dem Gelände. In fast gleichen Abständen will eine Düning gleichsam die andere einholen und kann doch nicht, da sie, jetzt bewachsen, keine Bewegungskraft mehr in sich hat.

Die Sonne brannte schon mit heißer Glut auf den roten Sand hernieder, als drei Reiter in scharfem Trabe von Süden her, der Wagenspur entlang ihren Weg nach Norden verfolgend, die Stille der Steppe unterbrachen.

Der mittlere, eine etwas über mittelgroße schlanke Gestalt mit hübschen lebhaften Gesichtszügen, in seiner kleidsamen Uniform mit hohen gelben Stiefeln und breiten silbernen Besätzen und Achselstücken auf blauem Tuchgrunde, schien der Befehlshaber der Patrouille, — dieses war der kleine Trupp allem Anschein nach — zu sein. Er wies mit der Hand nach einem größeren Baum und meinte zu dem Reiter zur Linken: „Dort wollen wir Mittagsruhe halten, Unteroffizier Reck!“

Der Angeredete, sowie der Reiter zur andern Seite des Patrouillenführers, waren zwei Unteroffiziere der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Südwest-Afrika. Beides kernige, wettergebräunte Gestalten mit hohen grauen breitrandigen Filzhüten.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ antwortete kurz und bestimmt der Gefragte.

Beim Baum, einem weitästigen schattenspendenden Kameeldorn, sprangen alle drei mit gleicher Elastizität von ihren Pferden, warfen die Sättel und Baumzeuge ab und trieben die Kasse, nachdem sie denselben an den Vorderbeinen starke Spannfesseln angelegt hatten, um ein weites Laufen zu verhüten, abseits vom Wege in das hohe Steppengras zum Weiden.

Der Offizier streckte sich auf einer hinten am Sattel befestigten Decke aus, indes die beiden Unteroffiziere sich aufmachten, dürre Nester von den umliegenden Bäumen zu brechen, um damit das Lagerfeuer zu entzünden.

In der Ferne zeigten sich große Staubwolken, ein Zeichen, daß die zur Patrouille gehörende Döhsentarre im Anzuge war.

Schwer mit einem Bündel Reisig und dürrem Holz bepackt, näherte sich Reck wieder dem Leutnant. Dieser hatte inzwischen sein Notizbuch hervorgeholt und machte darin Aufzeichnungen über den Ritt, dessen Hauptzweck die Errichtung einer Polizeistation in Arahoab war.

„Ich schätze noch zwei gute Reitstunden, denn mich dünkt, daß diese Dünen bereits die letzten sind, und rechnet man gewöhnlich von der letzten Düne vor Arahoab bis dorthin noch ein dreie-

viertel Stunde, und in einer Viertelstunde können wir wohl die letzte Düne erreicht haben,“ erklärte Reck ausführlich, ohne sich bei seiner Beschäftigung stören zu lassen.

„So dachte ich es mir auch,“ versetzte Leutnant v. Fortstadt nachdenklich. — Plötzlich sich vom Boden etwas aufrichtend fragte er den erstaunt aufblickenden Reck: „Hören Sie nichts?“

Reck horchte vergeblich angestrengt einige Sekunden.

„Da jetzt wieder, es klingt wie ein Ruf. Jacobs scheint zu rufen,“ ergänzte v. Fortstadt, in der Richtung hindeutend, woher er den Laut vernommen.

Reck hatte sich unterdessen auf einen Grasstumpf gestellt um das Terrain besser übersehen zu können. Er sah von hier aus Jacobs (so hieß der zweite Unteroffizier), der eifrig gestikulierend, fortwährend: „Reck, Reck, Herr Leutnant, Reck!“ rief.

In langen Sprüngen machte sich Reck nach dem Standorte Jacobs auf, der einige hundert Schritte entfernt war. Jacobs machte sich im Sande zu schaffen, als wolle er dort etwas suchen. Schon von Weitem rief er Reck zu: „Ich habe eine ganz frische Spur, wahrscheinlich von einem Leoparden, entdeckt,“ und deutete auf den roten Sand. Als Reck nahe herangekommen, warf er sich sofort lang auf die Erde, die Spur genau untersuchend.

Im Sande abgedrückt sah er hier eine fast faustgroße Lücke, die Laufrichtung deutlich nach Osten zu.

„Das ist kein Leopard,“ meinte Reck, „das ist, so wahr ich Rudolph heiße, eine Löwenspur; denn sieh', beim Leoparden wären die Krallen, die hier deutlich abgedrückt sind, nicht zu finden, da alle Ragenarten beim Laufen dieselben einziehen, wie Du ja auch weißt.“

„Darauf habe ich allerdings noch nicht geachtet,“ meinte Jacobs, und sich vornüberbeugend betrachtete auch er nochmals genau die einzelnen Eindrücke.

Reck hatte Recht, es war in der That eine Löwenspur, denn für die einer Hyäne waren die Hinterpranken-Abdrücke zu groß. Es giebt ja in diesem Teile der Kolonie überdies auch Löwen genug. Erst einige Monate früher war dem auf einem Handelszuge befindlichen Bastard Kloete ein Döhs aus dem Foch von einem männlichen Löwen herausgerissen und weggeschleift worden.

So wie früher ganz Südwest-Afrika, ist diese Gegend am weißen Kosob hinauf ein wahres Eldorado für Jäger.

Man findet hier alle Arten des typischen südafrikanischen Wildes in noch großen Mengen vor. Vom Springbock und der kleinen Gazelle oder Steinbock bis zum stattlichen mit geraden langen Hornspießen bewaffneten Gemsbock, tummeln sich hier in der gänzlich von Menschen unbewohnten, nur hin und wieder von jagenden Buschleuten betretenen Steppe die leichtfüßigen Bewohner der Kalahari. Daß Löwe, Leopard, Panther und die ansehnlichen Hundearten wie: Hyäne, Schakal und Wolfshund ihre reichliche Beute und Nahrung finden, ist sonach begreiflich.

Am meisten von allen Thieren wird hier am Kosob aber dem Strauß nachgestellt, da die Federn desselben noch immer ein gut Stück Geld einbringen. Oft bringen die Buschleute und Hottentotten auch kleine lebende Strauße zu den Handelsfaktoreien und Storen, die gern von letzteren gekauft werden. Die Handelsgesellschaft Wecke u. Voigts hat auch bereits begonnen, bei Windhoek, dem Hauptplatze der Kolonie, der Straußenzucht Aufschwung zu geben.

Der Ober-Leutnant v. Fortstadt war vor Ungeduld auch bald hingeilt zu den beiden Unteroffizieren. Er konnte nur deren Mutmaßung, betreffend die Löwenspur, bestätigen.

„Na, Neck, was meinen Sie, wie wär's, wenn wir dem Dunkel nachjagten? Haben Sie Lust? Auch Sie Jacobs?“ wandte sich v. Fortstadt an die Weiden.

„Wenn nur mein Pferd aushalten würde, Herr Leutnant, ich befürchte nämlich eher das Gegenteil,“ sagte Jacobs traurig.

„Ach was, Du versuchst es; Herr Leutnant, ja, bitte, wir wollen der Spur nachreiten,“ drängte Neck im Jagdeifer.

„'S ist gut! Wenn die Karre heran ist und wir etwas gegessen haben, werden wir mit den eingeborenen Soldaten aufbrechen. Das Vieh und die übrigen Kerle können übrigens ruhig nach Krahaob zu weiterreisen. Die holen wir schon ein,“ bestimmte der Ober-Leutnant.

Neck konnte vor freudiger Aufregung garnicht die Zeit abwarten, fortwährend schaute er nach der Karre aus, die schon ziemlich deutlich sichtbar war.

Jacobs machte sich unterdessen daran, Patronen auf einem Stein abzuschleuern. Da alle Drei nur Gewehre Modell 88 besaßen, ein Schuß aus dieser Waffe einem Löwen aber niemals den Garauß machen wird, wenn nicht gerade das Herz getroffen ist, wird die Spitze des Stahlmantels vom Geschöß so fein abgerieben, daß dieser beim Aufschlagen auseinanderreißt und in Form eines Sternes den getroffenen Gegenstand zerlegt. Die Wirkung einer angefeilten Stahlkugel ist ähnlich der eines Explosionsgeschosses.

Endlich war die Ochsenkarre herangekommen. Die davor gespannten 8 Zugochsen wurden ausgespannt und mit dem Reservezugvieh, welches lose hinter der Karre hergetrieben worden war, zu den Pferden auf die Weide getrieben.

v. Fortstadt rief den einen eingeborenen Soldaten, einen Witbooi-Hottentotten: „Jacob!“

„Mynheer!“ — und sofort sprang derselbe zum Standorte des Rufenden.

„Jacob“, ließ sich der Ober-Leutnant vernehmen, „ihr sattelt nicht ab, wir wollen sofort auf Jagd reiten. Eure Pferde sind ja auch nicht angestrengt, da ihr beim Wagen bliebet. Sage dem Pietter, Franz und Jacobus, sie sollten sich beeilen und auch fertig machen, Gewehre laden und genug Patronen mitnehmen, denn es geht auf Löwenjagd.“

„Das ist fein, Herr“, jubelte der Hottentott Jacob los, „das ist fein, der Herr soll sehen, wie wir Löwen jagen; oh, ich habe schon mehr gejagt mit meinem Volk. — Ist das auch richtig eine Löwenspur?“ wandte er sich fragend an Neck.

„Sicher! Mach' nur hin, daß Du klar kommst mit Essen.“

„O Herr! Wir wollen erst nach der Jagd Kost machen und essen, das ist nun nicht Zeit, Kost zu machen,“ erwiderte Jacob.

Nach einiger Zeit war man fertig geworden mit Einnahme eines kleinern Imbisses, bestehend aus dem üblichen Reise-Beef, auf glühender Kohle gebraten. Fleisch schien im Ueberfluß da zu sein, denn rund um die Karre hingen Keulen und ganze Hälften von Springböcken, Gemsen und Kudu-Antilopen. Oben auf dem Belt der Karre waren die Gehörne der erlegten Thiere besetzt zum Trocknen. Die Jagd schien lohnend gewesen zu sein.

Pietter brachte nun die 3 Pferde der weißen Leute, welche schnell von diesen gefattelt und bestiegen wurden.

„Also Jan!“ — so hieß der Wagentreiber, „Du fährst in 2 Stunden, wenn die Sonne dort steht“ — (er zeigte, da Uhren selbstverständlich nicht bekannt sind bei den Hottentotten, die Mitte zwischen Horizont und Vertikale am Himmelszelt) „nach Uraboab ab, packe Alles, was hier liegt auf und passe gut auf das Vieh auf, daß es nicht von Löwen zerrissen wird,“ instruierte Ober-Leutnant v. Fortstadt noch beim Abreiten das Wagen- oder Karrenpersonal.

„Ja, Herr, ich soll fein aufpassen,“ meinte seinen Hut küstend Jan.

Die Leute schienen gut erzogen von ihrem Chef, wenigstens benahmen sie sich äußerst respektvoll und unterwürfig.

Die 7 Mann starke Jagdkolonne ritt nun im Galopp nach Osten, mitten durch's Feld ziehend, ab. Jacob, der Vormann der Hottentottensoldaten, als Spur- und Pfadfinder an der Spitze. Mit unglaublicher Gewandtheit verfolgte er vom Pferde aus in gestrecktem Galopp, später im Trabe die eingedrückten Spuren im roten Steppensand.

„Hurrah! Herr, Herr!“ schrie laut jauchzend Jacob nach einem etwa viertelstündigen Ritt auf einmal auf, „Herr! Herr! Wir haben zwei Löwen Spuren; da kann der Herr die andere sehen, sie kommt hier mit der ersten zusammen.“

Alle parierten die Pferde und sahen scharf auf den Sand. Ganz recht, dort waren zwei parallel laufende Eindrücke von Tritten ungefähr gleicher Größe, vielleicht rührten sie von einem Löwenpaar her.

v. Fortstadt mahnte zur Vorsicht und ließ wieder antraben. Es verging Viertelstunde um Viertelstunde, keine Spur der wirklichen Löwen zeigte sich. Unteroffizier Jacobs war schon bald nachdem die Spur doppelt aufgetreten war, zurückgeblieben, mit knirschenden Zähnen: sein Pferd war den Strapazen nicht gewachsen, es wollte nicht mehr vorwärts. Er mußte zum Wagen zurückkehren.

Der Ober-Leutnant wurde inzwischen bei der Jagdkolonne auch ungeduldig, er frug Jacob aus, ob er noch nicht bald etwas sähe, was hinderte, daß die Löwen in der Nähe wären.

„Ich denke, wir sind bald da, Herr, es kann nicht mehr weit sein, doch darum noch etwas weit,“ sprach in Drakeln Jacob. Es ist dies die Manier der Eingeborenen.

Pöblich schrie Pietter entsetzt auf: „Herr Leutnant, dort steht ein Löwe, dort hinter dem Busch,“ er zeigte auf einen kaum 50 Meter entfernten dichten Strauch, hinter dem das gelbbraune Fell eines Löwen hervorschimmerte.

„Halt! Absitzen!“ schrie v. Fortstadt, die Sache wurde jetzt ernst. —

„Ihr schießt nicht, bevor ich nicht Kommando gebe,“ redete er hastig Jacob und die übrigen Eingeborenen an; zu Reck gewandt, der im Anschlag stand, meinte er: „Reck, ich habe selbstredend den ersten Schuß!“

Reck nickte nur bejahend, den Löwen scharf im Auge behaltend.

v. Fortstadt schlich nun im weiten Bogen, von Reck gefolgt, um den Strauch, indes die Hottentotten plötzlich ein fürchterliches Schreien und Gröhlen anhuben. v. Fortstadt winkte ungeduldig rückwärts Schweigen, doch Jacob und die andern drei ließen sich nicht stören, sie brüllten nur noch mehr.

Jacob rief dazwischen dem Leutnant zu: „Herr, das ist unsere Jagdmanier, und sie ist gut, denn der Löwe wird nur auf uns achten.“

Der Angeredete ließ gewähren und hatte mit Reck den Strauch jetzt von rechts. Jetzt erst erkannten Beide in dem Raubtier eine Löwin. Ein stattliches ausgewachsenes Thier, das völlig ruhig, anscheinend nur die Hottentotten im Auge hatte, ohne ein Glied zu rühren.

v. Fortstadt und Reck schätzten von ihrem Standpunkt aus 40 Meter bis zur Löwin.

„Sobald ich abgedrückt habe, geben Sie Acht, Reck, ob das Vieh sich rührt, dann schießen eventuell Sie,“ flüsterte der Leutnant, sein Gewehr anlegend, dem Unteroffizier zu.

„Puff — — — hui—i—i—u — — —“ jauchzte die im Sand aufschlagende Kugel aus dem Gewehr des Leutnants.

„Verdammt, die Bestie rührt sich nicht,“ knirschte der Schütze. Die Kugel war dicht an dem Hinterteile der Löwin eingeschlagen, dort hatte sie „aufgesetzt“ und war als „singende Anna“ — ein Duereschläger — davongesauft.

Mit einem Ruck riß Reck das Gewehr an die Wacke, die Löwin stand noch immer unbeweglich. Doch just im Moment wo

Neck abbrücken wollte, wurde sie die beiden Schützen gewahr und sprang mit einem wilden Sage herum und hinter dem Strauche vor aufs freie Feld.

Diesen einzigen ruhigen Moment des Aufspringens des Raubtieres auf den neuen Standpunkt benutzte Neck und drückte ab.

Ein wahn sinniges donnerndes Gebrüll antwortete ihnen. Die Bestie richtete sich kerzengerade auf, aus Nase und Rachen schloß in Strömen Blut, der ganze Kopf schien zerschmettert.

Noch ein wildes Brüllen und das Tier taumelte nach vorn über und lag vollständig regungslos im roten Steppensand.

Jacob und seine Stammesgenossen stießen ein lautes „Hurrah! Duitfchman! (Deutsche)“ aus und stürzten sich auf die getödtete Löwin.

Neck war mit einigen Sähen an der Stelle, wo das verendete Tier lag, um die Hottentotten abzuhalten, die sich sofort über das Abziehen des Felles hermachten.

v. Fortstadt und Neck unterzogen nun die Löwin einer genauen Untersuchung, indes die Hottentotten Wache standen um ein Ueberrumpeln seitens des wahrscheinlich dicht in der Nähe weilenden männlichen Löwen zu verhindern.

Der Schuß des Unteroffiziers Neck war genau zwischen den Nasenlöchern eingedrungen; die Kugel hatte sich beim Aufschlagen an dem Oberkiefer strahlenförmig gespalten und war dann, alles zerreißend und zersekend, in die Rachenhöhle eingedrungen. Der hintere Rachen, Anfang der Luft- und Speiseröhre, Halswirbel und umliegende Teile, alles war durch die schrecklich wirkende angefeilte Stahlkugel zerschmettert, in Atome zerstückelt worden.

v. Fortstadt war entschieden neidisch auf den glücklichen Schützen, das bewies seine Aufforderung:

„Jacob, los, such' die andere Spur wieder auf!“ — er wollte auch noch seinen Löwen schießen.

Was schadete es schließlich, einen Fehlschuß thut der beste Schütze, und dies war sonst der Leutnant.

Pietter mußte als Wache einstweilen beim getödteten Löwen zurückbleiben und machte sich dabei, das Fell für Neck abzugeben.

Die Uebrigen unter Leutnant v. Fortstadt's Führung suchten von Neuem die Spuren auf. Jacob ritt dabei etwas links seitwärts vom Führer. Noch keine 200 Meter vom ersten Rendezvous

entfernt, sprang plötzlich Jacobs Pferd mit einem wilden Sage zur Seite, dabei den Reiter im weiten Bogen absetzend. Die Uebrigen hatten gerade noch soviel Zeit, mit einem schnellen Sprung die Pferde zu verlassen, als auch schon ein Raubtier und zwar wiederum eine Löwin auf das lose zitternde Pferd Jacobs losprang und sich mit Gebrüll in die Kruppe desselben mit Pranken und Gebiß eingrub.

v. Fortstadt stand keine 10 Meter entfernt und vernahm deutlich das wilde Fauchen der Bestie. Sein Pferd am Zügel, legte er blickschnell an und im nächsten Moment wälzte sich die Löwin im Saude, mit dem Schweif wild den Boden peitschend und ein donnergleiches Brüllen ausstoßend. Neck gab dem schon zu Tode getroffenen Thiere den Fangschuß und man trat an dasselbe heran.

v. Fortstadt's Schuß war ein gutgezielter Blattschuß, doch war die Kugel, da kein harter Knochen widerstanden hatte, nicht gespalten worden, vielmehr glatt durchgeschlagen. Unbedingt tödtlich war der Schuß gewesen, da er die Hauptschlagader zerrissen hatte.

Die Aufregung der letzten halben Stunde hatte die Jagdlust des Leutnants für heute erschöpft. Neck und v. Fortstadt hielten Umschau, ob neue Gefahr im Anzuge war, indes die Eingeborenen auch der zweiten Löwin ihr Fell nahmen und es dem „Mynheer“ überreichten.

Belobigend sagte auf dem Ritze nach Krahoab Ober-Leutnant v. Fortstadt zu Jacob: „Gute Jagdmanier, so fürchterlich zu schreien, hat sich doch gut bewährt, Jacob! Du kannst noch öfter Löwen aufjagen, ich bin dabei.“

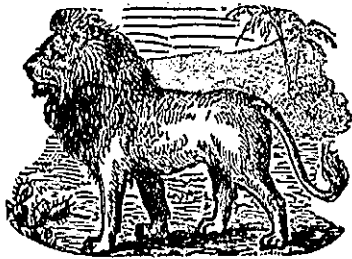
Schmunzelnd grinste dieser in sich hinein: „Mynheer war doch ein großer, feiner Mann“ — —

Die Sonne war schon tief am Abendhimmel herabgesunken, eine feuchtkalte Luft machte sich fühlbar, als die Jagdgesellschaft in Krahoab anlangte. Unteroffizier Jacobs hatte schon für Kost gesorgt, denn die Jäger brachten einen großen Appetit und noch viel größern Durst mit, wofür kalter Kaffee in Genüge vorhanden war.

Lang ausgestreckt auf den an der Erde liegenden Decken träumte Neck die Löwenjagd noch einmal durch, jetzt erst die Gefahr erkennend, die solche mit sich bringen kann.

Jacob wusch noch seinem armen Pferde die von der Löwin herrührenden fürchterlichen Wunden aus, nahm dann trockenes Gras, legte dieses auf die Wunden und strich auf das ganze eine Schicht Lehm, welcher mit Wasser angerichtet worden war.

Auf diese Weise heilen diese Naturmenschen an sich und am Vieh so viele, viele Wunden.



II.

Missions-Geschichten.

Zwei Monate nach der eben geschilderten Jagdgeschichte näherte ich mich mit einem bis unter das Zeltdach schwer beladenen Ochsenwagen, den 20 Buchrofen, mit ihren riesenhaften Hörnern aneinanderklappernd, fortbewegten, dem Flecken Gibeon, einem wichtigen Platze im Namalande.

Im Begriff, die dort offen stehende Bureaubeamtenstellung zu besetzen, konnte ich mich einer gewissen Neugierde nicht erwehren, wie wohl Gibeon und Umgebung aussehen möge, da ich früher nie hierher gekommen war. Man hatte mir viel von dem Platze erzählt, Gutes und Nachtheiliges, sodaß ich mir kein richtiges Urtheil im Voraus hatte bilden können.

Es mag daher verzeihlich sein, wenn ich begierig war, diesen wichtigen Platz im Namalande in Augenschein zu nehmen.

Bei mir befand sich noch außer meiner selbstredend deutschen weißen Frau und meinem Knaben, die beide sich recht bald in die Verhältnisse eingelebt hatten, noch ein Bastard-Mädel im Alter von ungefähr 16 Jahren, welche ich in Djimbingue auf leichte Weise bewogen hatte, mit uns auf unbestimmte Zeit nach Gibeon zu ziehen, um meiner Frau in Küche und Haus zu helfen.

Im Allgemeinen sind diese Bastards (ein Sonderstamm, der sich jetzt rein hält und aus Boeren in Transvaal und Hottentotten resp. Kaffern zusammengemischt worden ist) für uns Weiße die geeignetsten Hausarbeiter und -Genossen, da sie, durch ihre helle Hautfarbe ausgezeichnet, viel auf ihr Aeußeres halten, d. h. sauber, wenigstens in gewissem Grade, sind. Man glaubt nicht, welche Mühe es kostet, diese eingeborenen Stämme an geordnete Arbeit,

Zucht und Keuschheit zu gewöhnen. Die einfachsten, für uns ganz selbstverständlichen Sachen begreifen sie nicht, ohne daß man sie ihnen nicht eingepaukt hat. Hier in Deutschland wundert man sich, wenn man hört, daß Eingeborene geschlagen werden.

Du lieber Gott! Man stelle sich ein Kind vor: unerfahren, ungeschickt, dumm, naiv, albern, kindisch und linkisch; so der eingeborene Afrikaner unsern Sitten, Gebräuchen und Handlungen gegenüber. Ist er unter Seinesgleichen, kann er dort seine Anschauungen, die ja nicht weit gehen, laut werden lassen, so ist auch er ein rechter Mann. Hat man Gelegenheit, einer Sitzung von Stammältesten beizuwohnen, so ist man erstaunt, wie viele recht vernünftige Reden hier laut werden. Es ist wie beim kindlichen Spiel: auch hier liegt oft viel Sinn und Verstand darin.

Im Uebrigen halten die Eingeborenen die Prügelstrafe unter sich selbst hoch! Sie nehmen lieber 50 Hiebe mit dem Stock oder der Peitsche in Empfang, als daß sie einen Tag ihrer Freiheit beraubt werden.

Und schlägt man in Deutschland ein Kind — es ist ja ein öffentliches, gesetzliches Zuchtmittel — wird es so leicht die Handlung, für die es bestraft, nicht wiederthun. Dasselbe gilt beim Eingeborenen in Südwest-Afrika. Er kennt die Bedeutung der Prügelstrafe, aber nicht die der Freiheitsstrafe.

Die Hereros kennen nach ihren Gesetzen überhaupt nur zwei Strafen.

Stiehlt z. B. ein Viehwächter ein Stück von der ihm anvertrauten Heerde, wird er durchgeprügelt; ist er es auch noch auf, so muß auch er gleich dem Thiere sterben, unweigerlich!

Unser Bastardfräulein, die den verheißungsvollen Namen „Saluta“ von der Mission in Walfischbay erhalten hatte, war ein ausnehmend hübsches Kind. Schlank und leicht gebaut, kohlschwarze Augen unter schwarzen aber dünnen Augenbrauen, die Lippen aufgeworfen, das schwarze glänzende Haar, natürlich gekräuselt, zu einem niedlichen kleinen Knoten aufgesteckt, dazu saubere einfache Kattunkleider, auf dem Kopf die Helgoländerhaube, trug ihre ganze Erscheinung den unverkennbaren Typus der südländischen Rasse. Die Halbbrasse kam bei ihr nur in dem halblangen, gekräuselten Haare zur Geltung. Ihre Hautfarbe glich der einer Süd-Europäerin.

Da sie unter dem Einflusse eines Missionars aufgewachsen war, ließ ihr Benehmen in Bezug auf Anstand und Sitte nichts zu wünschen übrig. In Hausarbeiten war sie natürlich noch ein Kind. Die Naivität unserer Lebensart gegenüber kam auch bei ihr fortwährend zum Vorschein. Gleichwohl war meine Frau mit Saluta sehr zufrieden, die neben sonstigen guten Eigenschaften willig und gehorsam war. Von dem Dünkel ihrer Stammesgenossen, den diese ihrer halbweißen Hautfarbe wegen haben, war bei ihr nichts bemerkbar.

Saluta saß vorn auf dem Vorkasten neben dem Treiber, ebenfalls einem Bastard namens Samuel van Wyk, (meist tragen Bastards holländische Adelsnamen), als wir in Gibeon einfuhren.

Wir hatten soeben das Fisch-Revier, einen Zufluß des Drangeflusses, durchfahren, welches fast immer Wasser führt und thatächlich — hier eine Seltenheit — Fische von Amlänge aufweisen kann. Man sah von Gibeon — vom Flußübergang aus — nur die Militärstation, (die Festung oder das Fort). Es schien dies ein ziemlich stattlicher Bau. Schneeweiß getüncht, gegen 8 Meter hoch, mit Zinnen und Thürmchen geziert, die Vorderfront durch breite schattige Veranden gebildet, machte das Fort den denkbar besten Eindruck, zumal es auf einem hohen Felsen, nur mit Rasteen bestandenen Berg auf das Vortheilhafteste angelegt war.

Wir umfuhren nun eine sich vorlagernde Anhöhe und — vor uns lag Gibeon.

Meine Erwartungen wurden in der That beim Anblick der sauberen Niederlassung bei Weitem übertroffen. Ein deutsches kleines Dörfchen mit saubern Backsteinhäusern lag hier inmitten sanfter Höhenzüge, die nach dem dichtbewaldeten Fischfluß zu abfielen.

Zur Rechten stießen wir zunächst auf die Missionsniederlassung. Kirche, Schule, Wohnhaus und Garten derselben lagen dicht beieinander. Wenn man bedenkt, daß Gibeon erst 1894 nach der Niederwerfung des Witbooi-Stammes neu entstanden ist, ist man über den Eifer und Fleiß der Ansiedler und Mission erstaunt. Rings um einen freien Platz, den Marktplatz, schlossen sich Haus um Haus an. In niedlichem Baustil aufgeführt, heimglich die Häuser umsomehr an, wenn man weiß, daß das Haupt-Kontingent der Ansiedler hier von ehemaligen Mitgliedern der Schutz-

truppe gestellt wird. Kleine Vorgärten, Veranden und schattige Ricinusbäume schmücken einzelne Gebäude und geben ihnen ein freundliches Ansehen.

Der Berg, auf dem die Feste liegt, ist ausschließlich mit Regierungsgebäuden besetzt.

Als wir denselben mit unserem Wagen erreicht hatten, kam die Besatzung, an der Spitze Zahlmeister-Aspirant Heine, uns entgegen und begrüßte uns auf's Herzlichste.

„Dort steht Ihr Haus“, wies Heine nach einem niedlichen Gebäude zur Linken des Forts, „alles ist fertig, nur Sie und die Möbel fehlen noch.“

„Wird alles kommen“, meinte ich, „nur erst vom Wagen herunter, ich bin wie zerfchlagen von der ewigen Fahrt.“

„Wie lange fahren Sie nun schon von Swakopmund aus?“

„Genau 46 Tage auf diesem Ochsenwagen. Bei mir ist kaum eine Rippe noch heil, so schlechter Weg ist von Windhoek nach Gibeon.“

Heine lachte vergnügt. — Er war ein strammer Soldat mit vollem Backenbart, im Benehmen kameradschaftlich, stets voll Humor und lustig. Wir waren alte Bekannte.

Er führte uns vorerst in seine Wohnung, die aus einem Raum bestand, in dem Kassenbureau, Küche, Wohn- und Schlafgemach vereinigt war. Was er hatte, trug er auf, und ließen wir uns auch nicht lange nötigen, denn Appetit hat man auf Reisen immer.

„Also endlich hier“, begann Heine das Gespräch, wir haben Sie schon lange erwartet.“

„Ja, wir hatten leider Aufenthalt in Djimbingue durch ein Rencontre mit der dortigen Mission.“

„So?“ — sagte Heine gedehnt, „erst erzählen Sie mir aber, mein Bester, wie hat es Ihnen denn in Deutschland, als Sie zurückkamen, gefallen? Was sagt man von unserer Kolonie?“

„Das ist ein heikles Thema, denn unsere Kolonie kennen von Hundert kaum Zehn. Kam ich in irgend ein Lokal, wurde ich wegen meiner Uniform als Schutztruppler angestammt. Man munkelte dann Allerlei: Der ist von Oesterreich! — Ach was, s'ist ein Italiener — Dummheit, er ist Kolonialsoldat! Hatte einer

den Mut, den „Fremden“ anzureden, so hieß es: „Nicht wahr, Sie sind Soldat?“

„O ja!“

„Dienen Sie nicht bei der Schutztruppe?“

„Sicher!“

„Wo waren Sie denn?“

„In Südwest-Afrika!“

„Ah so, bei Wischmann?“

„Nein, der ist in Ost-Afrika,“ mußte ich belehren.

„Dann waren Sie wohl in Kamerun?“

Ich schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Ach, nun weiß ich's, es heißt ja Logogebiet,“ berichtigte sich der Unglücksmensch.

Nun riß mir der Geduldsfaden. „Aber Mann, kennen Sie denn nicht „Deutsch-Südwest-Afrika,“ es heißt weder Logo, noch Kamerun, noch anders und den Hafenplatz Angra Pequena?“

„Ja, selbstredend, das konnten Sie doch gleich sagen!“ — es ging ihnen ein Licht auf.

„Sehen Sie,“ sagte ich zu Heine, „so bekannt ist unsere Kolonie!“

„Ja,“ meinte Heine lakonisch und rätselhaft, „wo nichts ist, kommt nichts hin!“ und deutete auf seine Stin.

„Doch ich hatte Sie gestört in Ihrer Erzählung von der Djimbinguer Mission,“ griff Heine zurück.

„Das ist eine lange Geschichte und ich denke, wir lassen uns dazu eine Flasche Cap-Wein holen, damit die Zunge nicht eintrocknet,“ erwiderte ich.

Heine fertigte seinen Diener ab, der den Wein vom Store holte, deren es zwei am Plage giebt, indes meine Frau und Saluta sich daran machten, mit Hilfe einiger eingeborenen Arbeiter die Sachen vom Wagen in unser neues Haus schaffen zu lassen.

Ich begann meine Erzählung:

„Uns wurde in Djimbingue ein Söhnchen geboren. Da meine Frau sich sehr bald erholt hatte und mir auch daran gelegen war, möglichst bald meinen Amtssitz Gibeon zu erreichen, suchte ich mit nächster Wagengelegenheit aufzubrechen. Vor allen Dingen wollte ich jedoch mein Kind taufen lassen. Ich wandte mich deshalb an den in Djimbingue ansässigen Pastor, der teils

von der Mission, teils von den weißen Ansiedlern bezahlt wird. Sehr entgegenkommend und freundlich, war er sofort bereit, am kommenden Sonntag mein Kind zu taufen.

„Haben Sie schon Taufzeugen?“

Ich bejahte. Nachdem er hinausgegangen war, mußte er einen bestimmten Gedanken gefaßt haben, denn er kam mit dem Bemerkten zurück, daß ich mit den Pathen ja noch warten könne, bis er mit mir darüber noch einmal Rücksprache genommen habe.

Mir fiel dies umsomehr auf, als ich bisher die Einladung der Taufzeugen nur als meine Angelegenheit angesehen hatte.

Nach einiger Ueberlegung schrieb ich daher kurz entschlossen an die von mir gewählten Pathen die Einladungen, es waren dies die Thnen ja bekannnten

Feldweibel Hamann,
Gerichtsschreiber Ernst,
Gastwirt Dswald und
Clerk Bergandt

in Djimbingue. Gleichzeitig richtete ich ein Billet an den Pastor, worin ich ihm mittheilte, daß die Einladung erfolgt und daran nichts mehr zu ändern sei.

Ich, und auch meine Frau, wollten uns auf keinen Fall in dieser Beziehung Vorschriften machen lassen.

Es war kaum eine Stunde verflossen, seit ich den Brief an den Pastor abgesandt hatte, als dieser selbst zu mir kam und mich aus dem Hause bitten ließ.

„Lieber Herr, ich kann Ihr Kind nicht taufen, wenn Sie die Taufzeugen beibehalten. Ich habe im Kirchengesetz nachgesehen, worinnen steht, daß Leute, die Sakrament und Kirche nicht besuchen, solche Ehrenämter, wie das eines Taufzeugen, nicht bekleiden können. Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag: Sie nehmen Fräulein Hellmuth und Herrn Ernst, gegen den ich im Prinzip nichts einzuwenden habe, und ich taufe Ihr Kind anstandslos.“

Ich muß sagen, daß mich dieses Geständnis ganz außer Fassung brachte, doch blieb ich dem Pastor Dlaf gegenüber äußerlich vollkommen ruhig. Ich sagte ihm, daß ich den Feldweibel Hamann nur als Stellvertreter des zum Kriege ausrückenden stellvertretenden Bezirkshauptmanns, Ober-Deutnants Frenkel, ge-

wählt hätte, da sonst dieser selbst gekommen wäre. Doch, da kam ich schon an: „Den Ober-Deutnant hätte ich erst recht beanstanden müssen, da er noch seltener zur Kirche geht. Der Mensch kann ein guter Staatsbürger und Beamter sein, aber ein schlechter Christ. Ich habe den Kirchengesetzen der Mission Treue gelobt und diese Treue will ich halten.“

Ich war sprachlos. Also selbst dem obersten Regierungsbeamten des Bezirkes Djimbingue gegenüber — — Welch' ein Christentum in der Vorstellung eines einzelnen Geistlichen! Wer hat ihn zum Richter gesetzt über die Gottes Kinderschaft eines Anderen und was folgt aus dem Nichtbesuch seines Gottesdienstes?!

„Im Uebrigen bitte ich Sie,“ schloß Pastor Dlaf noch seiner Rede an, „den Taufzeugen von meinen Aeußerungen nichts mitzuteilen. Sie können ja sagen, daß Sie schon früher aus dienstlichen Gründen Djimbingue verlassen mußten.“

Heine war lange schon aufgesprungen und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Ich fuhr fort:

„Nach Ueberlegung mit meiner Frau war ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich die Sache in Güte nicht beilegen lasse, sondern ihren Lauf nehmen müsse. Ich theilte also den Taufzeugen den Entschluß des Pastors Dlaf mit.“

Da hätten Sie in erster Linie unseren Hamann sehen sollen. Erst wollte keiner meinen Worten Glauben schenken, dann aber, als ich es Ihnen geschworen hatte, rasten sie.

„Das ist ja eine Blamage den Eingeborenen gegenüber,“ sagte Heine.

Pastor Dlaf bestrichete das Gegenteil, versetzte ich, denn er meinte, die schwarze Gemeinde würde sich aufregen, wenn sie höre, daß unchristliche Leute wie die Taufzeugen zu solchen Aemtern zugelassen würden.

Sie können sich denken, daß auch Ober-Deutnant Frenkel nicht von dem Entschluß der Mission erbaut war, fuhr ich fort. Jeder gab indessen mehr dem Präses der Kirche, dem Missionar Mey, schuld.

Doch dieser erklärte nachdrücklich, daß er von der Angelegenheit nichts wisse und mit derselben nichts zu thun habe.

Feldweibel Hamann, erzählte ich weiter, kam anderen Tags zu mir und sagte:

Lieber Freund, ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich diese ganze Geschichte aufregt. Ich bin gewiß kein Heiliger, doch besuche ich nun hier schon 5 Jahre lang fast alle 14 Tage die Kirche. Ich bin auch wiederholt zum heiligen Abendmahl gegangen. Nun bitte ich Sie: Wozu ist denn Beichte und heiliges Abendmahl? Doch dazu, daß mir bei ernstlicher Reue von Gott vergeben wird. Gott will also vergeben und hat vergeben, die Menschen aber scheinen Nichts zu vergeben.

Indes mußte ich eines Morgens meinem lieben Kleinen der an plötzlichem Herzkrampf starb, die Augen zudrücken.

Da ich von dem Rechte, daß man Kindern die Kottauße im äußersten Falle selbst geben kann, nichts wußte, mußte ich mein Kindchen ungetauft dem Himmel anbefehlen und ich weiß, daß Gott sich seiner erbarmt hat.

Pastor Dlaf, nach dem ich im letzten Moment sandte, kam zu spät. Wir sprachen dann von der Beerdigung und Pastor Dlaf meinte: „Auf dem Friedhof der schwarzen christlichen Gemeinde werden Sie den Kleinen nicht beerdigen können, da er nicht getauft worden ist. Er wird also auf dem Heidenkirchhof ruhen müssen.“

Die Ihnen ja bekannte Frau Kaufmann Julius, welche hierbei zugegen war, schrie entsetzt auf:

„Aber Herr Pastor, das kann doch Ihr Ernst nicht sein, ein weißes Kind auf dem Heidenfriedhof!“

Er neigte nur den Kopf zur Seite: „Ich glaube nicht, daß die schwarze Gemeinde es dulden wird; versuchen können Sie es ja,“ sagte er zu mir gewandt.

Der Schmerz über mein verlorenes Kind ließ mich nicht dazu kommen, den Pastor zur Rede zu stellen wegen dieser schwarzen Gemeindefürsorge. Ich sandte sofort zu dem sogenannten Gemeindefürsorge, dem Schulmeister Gerhardt, und befahl ihm, für mein Kind auf dem Gemeindefriedhof ein Grab zu bereiten. Ohne Widerrede führte er dies aus und kaufte sich für den Lohn mit seinen Helfern eine Flasche Branntwein.

Ich schwieg lange schon, als Heine meinte: „Diese Sache mußte eigentlich bekannt werden.“

Es klopfte an der Thür.

„Herein!“ rief Heine.

„Guten Tag, Herr Bezirksfußel,“ rief hereintretend der uns bereits im ersten Kapitel entgegengetretene Unteroffizier Neck, den ich schon seit 1894 kannte und der mit mir zusammen die Kolonie betreten hatte; er reichte mir die Hand und sagte: „Sie sehen ja so aufgeregt aus, macht das der Wein?“ dabei deutete er lachend auf die leere Flasche.

„Nein,“ sagte Heine für mich, „er hat mir eben eine Geschichte von der Mission in Djimbingue erzählt. Das sollten Sie gehört haben, Sie sind ja auch ein Missionsfreund!“

Neck lachte auf.

Ich erhob mich und reichte Heine und Neck die Hand und ging nach meinem Hause, wo „die züchtige Hausfrau bereits gewaltet hatte“ und drohend sagte: „Du hast gewiß dein Lieblingsthema von der Mission ergriffen, weil Du so lange ausbleibst!“

Ich mußte bestätigen und sagte: „Schade nur, daß gerade unser armes Kind darunter leiden mußte!“



III.

Aurek's Nawaaland.

Hun, Stephanus, wann soll denn Saluta heiraten?" fragte ich den am Boden neben dem Lagerfeuer hockenden Treiber meines Wagens, der uns nach Windhoek bringen sollte, wo ich mein Tropenfieber hoffte los zu werden, an dem ich schon schwer gelitten hatte.

Dieser Stephanus, der Vormund unseres Dienst-Bastard-Mädchens Saluta, hatte mit eben demselben Wagen Fracht nach Gibeon gebracht und nahm uns nun mit zurück nach dem Hauptplatz der Kolonie.

Er glich seinem Mündel in Nichts, da er eher wie ein Hottentott, denn wie ein Bastard ausah. Viel mochte hierzu auch das Alter beitragen und seine Beschäftigung: das Frachtfahren, bei dem er sein Leben stets im Freien zubrachte.

Auf meine Frage hin kraute er sich das Haar und meinte verbrossen: „Ach Herr, ich bin nicht mit dieser Heirat einverstanden, die doch nichts Gutes bringt. Aber ich soll Saluta nicht hindern, ihren deutschen weißen Mann zu heiraten, da sie ihn lieb hat.“

Saluta unterhielt nämlich trotz ihrer erst 16 Jahre ein Liebesverhältnis mit einem ehemaligen Schutztruppler, jetzt Ansiedler namens Moelners. Dieser hatte eifrig geschrieben und Saluta zu dem Entschluß gebracht, nach Swakopmund, wo er an der neuen Eisenbahn arbeitete, zu reisen, um dort mit ihm die Ehe einzugehen. Stolz, einen weißen Mann zu bekommen, ging diese auch sofort auf das Anerbieten ein. Uns war ihre Mitreise nur erwünscht, da meine Frau auf diese Weise auch auf der Reise Hilfe hatte. —

„Ja, Stephanus,“ versetzte ich indes zu diesem gewandt, „ich glaube auch, daß Ehen zwischen Bastardfrauen und Weißen zu

Nichts Gutem führen. Denn fast alle dieser bis jetzt bestehenden Ehegemeinschaften sind mehr oder weniger unglücklich.“

„Das ist nur natürlich, Herr,“ erklärte recht verständig Stephanus, „woher sollen unsere Kinder alle die Sachen kennen, die im Hause eines weißen Mannes nötig und anzufertigen sind? Die Beföstigung, die Kleidung, Lebensart und vor allen Dingen die Bildung der weißen Leute ist doch eine ganz andere als die unsere.“

Ich war erstaunt über den klaren und erkenntnisreichen Sinn der Antwort.

„Und dann sieh, Herr,“ fuhr er fort, „die meisten der Weißen nehmen doch unsere Kinder, die ihnen wegen der halbweißen Hautfarbe mehr zusagen, als die schwarzen Kaffern, nur als „Geliebte“ in ihr Haus. Das Gouvernement bestätigt ja auch nicht diese Ehen, aber die Mission kann die kirchliche Trauung nicht verweigern.“

„Da sie dadurch nicht gesetzlich festgestellt ist, kann auch der Mann — wenn er schlecht ist — sich seiner Frau wieder entledigen, ohne vom Gesetz bestraft zu werden,“ erklärte ich dem Treiber. „Du kennst ja wohl den Schuhmacher Manski, der sich auch ein Weib Gures Stammes in Rehoboth antrauen ließ. Siehst Du, schon am zweiten Tage nach der Hochzeit warf der rohe Patron die arme Frau zum Hause hinaus, da er in trunkenem Zustande ihrer überdrüssig geworden war. Du hast recht, es sind den meisten Männern keine Gattinnen, sondern nur Geliebte.“

„D ich kannte dies Weib, es war meine Nichte, sie ist leider gestorben oder auch „Gott sei Dank,“ versetzte Stephanus traurig.

„Ich hörte davon,“ sagte ich, „denn der würdige Gatte erzählte mir selbst, er habe mit einem Kameraden über der Leiche seiner Frau noch einen Schnaps getrunken, froh, ihrer entledigt zu sein.“

Entsetzt schlug Stephanus die Hände zusammen: „Ich kann's kaum glauben,“ stöhnte er.

„Die Hauptschuld tragen die Frauen selbst,“ führte ich nun aus, „denn in ihrem Hochmut, einen weißen Mann ihren Gatten zu nennen, überhören sie alle vernünftigen Warnungen. Die Sache ist verflüht. Wenn erst fünfzig und mehr Jahre verflossen sind, daß Deutsche hier ihre Kultur hertrugen, dann wird auch

die Zeit gekommen sein, wo Bastards und Weiße mit Segen eine Ehe eingehen können."

"Der Herr hat recht!" bestätigte Stephanus.

"Was meinst Du, wenn wir Saluta die Sache leid machten, s' wär nur zu ihrem eignen Heile," schlug ich dem Stephanus vor.

"Herr, ich habe schon geredet, geschimpft, geflucht, es nützt nichts. Laß sie sich die Hörner abstoßen," entgegnete er.

Saluta trat eben hinzu. Ein wehes Gefühl überkam mich angesichts dieser Maienblüte. Sie war so jung, so frisch und wollte diese größte Thorheit ihres Lebens begehen. Sie hantierte am Feuer und an den Töpfen herum. Alles war so geschickt und gewandt, sie hatte etwas gelernt bei meiner Frau. Jetzt sah sie zu mir auf.

"Saluta, hast Du denn deinen Moelners nur so lieb?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

"Ja, Herr," kispelte sie verschämt.

"Und Du willst nun wirklich schon heiraten," fragte ich weiter, "denkst Du denn nicht daran, wie schlecht es den meisten Bastardfrauen ergeht, die weiße Männer haben?"

"O Herr, mein Moelners ist ja so gut," meinte Saluta hoffnungsvoll.

Das arme Kind, sie war nicht andern Sinnes zu machen. Ich wollte ihr den Himmel nicht rauben. — — —

Die Zugoßsen kamen von der Weide zurück, getrieben vom Viehwächter.

"Willst Du schon einspannen?" fragte ich den Treiber.

"Ja, wenn der Herr fertig ist, denn es ist noch ein langer Pfad bis Rub," entgegnete Stephanus.

Wir befanden uns auf ungefähr halbem Weg von Gibeon nach Rehoboth. Bei Rub wird das Fischrevier zum letzten Male berührt auf dem genannten Wege. Es ist dies Fleckchen Erde ein herrliches Feld für Weide und Ackerbau. Meilenweit, unabsehbar erstrecken sich die steppenartigen Grasflächen wie wogende Getreidefelder. Das Auge kann sich nicht satt sehen an den prächtigen Panoramen, die von Stunde zu Stunde auf solcher Ochsenwagenfahrt wechseln. Wie Lichtbilder zieht das Gelände an uns vorüber. Hier Steppe, dort dichtbewaldete Flußläufe, mit hohen Kameeldorn und Annabäumen umstandene Bleh's,

dann wieder sanft ansteigende Hügel, kahle Felsen, romantische Grotten.

In weiter Ferne zahllose Herden von Springböcken, die ihre lustigen originellen Sprünge und Spiele aufführen. Nur ein Kenner sieht sie, denn sie gleichen mit ihren weißen Borstensäumen auf dem Rücken einem wogenden Grasselde. — —

"Gefällt dem Herrn unser Land?" wandte sich während der Fahrt Stephanus an mich.

"Es ist mir eine zweite Heimat geworden," entgegnete ich, den Blick in die Ferne gerichtet. "Hoffentlich ist es mir vergönnt, noch recht, recht lange in Eurem Lande bleiben zu können." Im Stillen hatte ich wenig Hoffnung, da der Arzt mir schon gesagt hatte, daß ich am Besten meines schwachen vom Fieber arg mitgenommenen Herzens halber die Tropen gänzlich aufgeben würde. Mein einziger Trost war noch "Seelust," vielleicht daß sie das Fieber ausmerzte und meinem Herzen Erleichterung verschaffte.

"Sieh', Herr," unterbrach mich Stephanus in meinem Gedankengang, man sieht doch gut, daß die Kinderpest viel, viel Vieh weggerafft hat, die Weide wird kaum abgenützt im Land."

"O ja, sie hat mächtig gehaust in den Viehherden," bestätigte ich, "doch noch schlimmer grassiert wohl jetzt die Lungenseuche."

"Herr, ich muß ein Wort sagen," sprach hierauf der Treiber; "ihr habt große Doktoren und Tierärzte in unser Land geschickt, die gegen die Kinderpest arbeiten sollten. Die Impfungen waren auch gut, ich meine die mit Galle. Aber die nach dieser Impfung angewandte Blutimpfung ist nicht gut. Wir alle sagten das gleich, doch die Herren Doktoren meinten, sie hätten recht und wir mußten uns fügen. Sieh', Herr, nach der Blutimpfung bricht überall, an allen Orten, Lungenseuche aus und rafft mehr Vieh hinweg, als die gefährdete Pest. Die Blutimpfung war nicht gut."

Ich konnte ihm leider nicht Unrecht geben, da schon viele Ansiedler gegen die Blutimpfung Klage geführt hatten.

Um von dem unangenehmen Thema abzukommen, fragte ich Stephanus: "Hast Du schon die Eisenbahn in Swakopmund gesehen?"

Freudig schrie er: „Ja, ja, Herr, ich bin auch schon gefahren auf dem Eisen-Pfad. Das ist ein feines Ding und fährt tüchtig schnell. Doch ist die Eisenbahn nicht gut für uns, Herr, da wir bald nicht mehr Fracht fahren können.“

„Ihr seid doch recht thöricht, Stephanus; glaubt nur, Ihr Bastards ständet Euch besser, wenn Ihr keine Fracht fahren würdet. Sieh' mal, Du fährst z. B. heute Fracht für einen Storeman (Kaufmann) in Windhoek. Warum fährst Du Fracht? Weil Du Schulden hattest bei demselben und er Dich drängte, endlich die 1000 und mehr Mark abzuverdienen. Warum aber machtest Du Schulden für Sachen, die Du sonst sicher für bares Geld nicht gekauft hättest? — Weil Du wußtest, Du kamst die Schuld leicht durch Frachtfahren tilgen! Was hast Du denn aber im Grunde genommen für Verdienst von dem Fahren? Keinen! Denn wenn Du 1000 Mark Schulden hast und Du kommst von Swakopmund nach Windhoek und Deine Forderung beträgt 1500 Mark, so zieht vorerst der Storeman Deine Schuld ab und für den Rest von 500 Mark erhältst Du Waren. Abgesehen davon, daß an den Waren der Kaufmann doppelt soviel verdient, wie wenn er Dir bares Geld gäbe, stehst Du dich auch darum bedeutend schlechter, weil Du nicht kaufen kannst, wo Du willst. Deine paar Kleider und Schuhe für Dich, Frau und Kinder, einige Flaschen Schnaps und vielleicht noch eine Concertina (Harmonika) klemmst Du unter den Arm und hast nun Fracht gefahren, Deine Schulden bezahlt, kein Geld und meistens schon wieder eine neue Schuld.“

„Ja, ja, so ist das,“ bestätigte Stephanus. Er setzte jedoch hinzu: „Es ist uns aber doch einmal Gewohnheit geworden, Herr, das Fracht fahren.“

„Das ist thöricht, denn die Gewohnheit habt ihr meistens nur des Branntweins halber lieb, da ihr nicht vernünftig trinkt, sondern sinnlos alles hinabgießt. Ihr steht Euch bedeutend besser, wenn Ihr Euch nur der Viehzucht, Eurem Lebenselement, widmet, hiervon verkauft und dann vor allen Dingen Eure meistens recht bequemen, faulen Glieder rührt und den Boden bebaut mit Mais und Getreide.“

Beleidigt wehrte er ab: „Der Herr muß nicht sagen, daß wir faul sind. Das ist nicht gut gesprochen.“

„Doch habe ich recht, denn sieh', beim Frachtfahren arbeitest Du, und alle andern Frachtfahrer auch, höchstens beim Einspannen einige Minuten mit, auf der stundenlangen Fahrt und beim Ausspannplaz rührst Du kein Glied. Es giebt wenige weiße Frachtfahrer, die mitarbeiten, aber gar keine farbigen. Wenn das Land Leute ernähren soll, ist Arbeit, harte Arbeit nötig, im Garten und auf freiem Lande,“ beharrte ich.

Dies begriff nun Stephanus nicht und schwieg daher beleidigt.

Ich ließ ihn gewähren, weiß ich doch, daß Eingeborene nicht lange brummen.

Wir waren unterdes nahe bei Rub angekommen. Ich fragte Saluta, ob hier nicht Werften (Dörfer) seien, daß man eventuell Milch bekommen könne. Diese bejahte und sprang vom Wagen, um selbst nachzusehen. Man sah vom Wege aus nichts, was auf das Vorhandensein einer Werft schließen ließ, da das Terrain der Nähe des Flußbetts halber dicht mit Sträuchern bewachsen war, die keinen freien Ausblick gestatteten.

Wir hatten schon lange ausgespannt, als Saluta endlich ankam, doch ohne Milch. Sie schien traurig, denn ihr sonst klares Auge war feucht vor innerer Bewegung.

„Herr, begann sie, da ist kaum ein lebender Mensch zu finden in der Werft. In jedem Pontok (Hütte) liegen tote, schon stinkende Männer, alles noch Lebende ist krank am Fieber. Einige noch rüstige Frauen beerdigen immer die Toten,“ schluchzte sie.

Mir war dies nichts Neues mehr, denn in Gibeon waren schon mehrere Fälle, bei denen ganze Dörfer ausgestorben waren, bekannt und gemeldet worden.

Die Jahre 1897 und 1898 hatten schwer unter Menschen und Vieh aufgeräumt. Der kalte grause Tod in Gestalt von Minderpest und Fieber hatte viele Opfer gefordert. Ein typhöses Fieber verbunden mit Malaria hatte allein im Jahre 1898 an 70 Weiße hinweggerafft. Es ist dies sicher eine Folge der Minderpest, denn auch in Transvaal und in der englischen Cap-Colonie hat die türkische Krankheit viel Opfer gefordert, während in Deutsch-Südwest-Afrika in den Jahren 1893, 94, 95 und 96 kaum 4 Prozent der weißen Bevölkerung und kaum 8 Prozent der Eingeborenen am Fieber litten. Auch mir war es so ergangen, denn während meines ersten nahezu dreijährigen Aufenthalts hatte

ich nie an Fieber resp. Malaria gelitten und doch mußte ich, kaum ein halbes Jahr im Lande, beim zweiten Hiersein wieder die Kolonie, möglicherweise für immer, verlassen.

Hoffen wir, daß diese Krise gnädig für die Kolonie vorübergehe und die alten guten gesunden Zeiten wiederkehren. Ich wünsche es von Herzen! — —

Ungefähr eine Woche später trafen wir in Windhoek ein, wo alle Einwohner in Aufregung waren, denn es war bekannt geworden, daß Major Leutwein, nunmehr zum Gouverneur erhoben und glücklich in die Kolonie zurückgekehrt, seinen Einzug in einigen Tagen halten wolle.

Der stellvertretende Gouverneur und Rechtsbeistand Regierungsrat von Lindequist war dem Major Leutwein nach Swakopmund entgegengeeilt, um ihn zu begrüßen, und hatten Beide dann mit Gefolge ihren Weg über Omaruru genommen, um dort mit dem herbeibeordneten Hauptmann von Estorff den eben beendeten Feldzug gegen die Swartbooi-Hottentotten zu besprechen.

Die geschäftige Fama war von Haus zu Haus geilt und erzählte, daß Gouverneur von Wischmann mitgekommen sei, um eine Expedition quer durch Süd-West nach Ost-Afrika auszuführen. Ganz Windhoek war begierig, den alten Pionier des dunklen Zentral-Afrikas kennen zu lernen. Auch ich freute mich sehr, gerade so recht zur Zeit nach Windhoek gekommen zu sein.

Riesenhafte Palmwedel aus Groß- und Klein-Windhoek wurden zusammengetragen, um daraus Ehrenportale zu bauen. Transparente, Lampen und bunte Laternen sollten die abends zu veranstaltende Illumination bewerkstelligen helfen.

Ein ausnahmeweiser heißer Tag brach an über Windhoek, als bekannt gegeben wurde: „Der Gouverneur Leutwein kommt um 9½ Uhr früh hier an!“

Truppen, Vereine, Korporationen, Ansiedler, Kaufleute, Eingeborene mit und ohne Kleidung, alles strömte eilig zum Empfang nach dem Zollhaus, bei dem derselbe stattfinden sollte.

„Haben Sie nichts gehört, kommt Gouverneur v. Wischmann mit?“ fragte man hin und her. Alles zuckte die Achseln. Es war nicht genau bekannt geworden, ob er zusammen mit unserm Gouverneur ankommen sollte.

„Herr Major Mueller, wissen Sie nichts?“

„Was denn?“

„Wegen Major v. Wischmann?“

„Ich weiß gar nichts! Thut mir leid!“

Endlich zeigt sich bei Bockstrait eine große Staubwolke. Sie naht.

Es ist inzwischen unerträglich heiß geworden. Die Damen der Beamten und besseren Kreise suchen die schattige Veranda auf am Zollhaus. Die Staubwolke wälzt sich näher und näher.

Nach einigen Minuten verkünden brausende Hurrahs und Trompetengeschmetter, Böller- und Kanonenschläge, daß der Gouverneur Leutwein angekommen ist. Auf seinem getreuen Schimmelhengst „Jolly“, in seiner äußerst kleidsamen Heimats-Uniform, den Stern eines Ordens auf der Brust, vielleicht etwas zu ernst, reitet der Gouverneur Deutsch-Süd-West-Afrika's in schlankem Galopp in seine Residenz ein.

Erst die Front der Truppen abreitend, kehrt er auf der anderen Seite zurück, die Vereine und Ansiedler begrüßend. Auf seiner Seite der stets freundlich blickende und gütige Regierungsrat von Lindequist.

„Da ist Wischmann, in dem blauen Rock, in der Sitenska!“ — Allgemein wird diese Ansicht laut. Auch zu mir dringt die Kunde. Ich sehe mir genauer den bezeichneten Herrn an, dann lache ich laut auf über das Mißverständnis.

„Das ist ja Oberleutnant Recker vom Eisenbahn-Tracier-Kommando,“ rufe ich aus.

„Ach wo, der trägt doch einen Schmirrbart!“, heißt's, die meisten kennen ihn übrigens hier noch nicht, da er zum ersten Male in Windhoek ist.

Es war in der That Oberleutnant Recker, der Führer des Feldbahnbaufommandos, der sich aus irgend einem Grunde heute eben ohne Schmirrbart zeigte.

Und Gouverneur von Wischmann?

Wegen eines leichten Anfalles von Malatia war dieser in Otahandya zurückgeblieben und sollte zwei bis drei Tage später kommen.

Es war dies eigentlich für Manche eine Enttäuschung, doch immerhin, die Feier wurde nicht minder erhebend.

Vor der Weste defilierten die Mannschaften — Infanterie

in Kompagniefront und mit Maulseilen bespannte Geschütze — an dem Gouverneur vorüber, worauf dieser eine Ansprache an die Beamten hielt, in der er um rege Mitarbeit an der Förderung der Kolonie bat.

Ein gelungener Zapfenstreich und prächtiges Feuerwerk schlossen den Tag ab.

Mehrere Tage darauf wurde mir in meine Wohnung ein Zirkular zugetragen, worin mehrere angesehene Kaufleute und Zivilbeamte zu einem zu Ehren des eingetroffenen Gouverneurs von Wißmann stattfindenden Frühstückessen einluden.

Fast alle weißen Männer, d. h. deutsche Reichsangehörige, hatten zum Zeichen ihrer Teilnahme unterzeichnet, ich that dies selbstverständlich auch sehr gern. Da ich im Jahre 1890 oder 91 Gelegenheit gehabt hatte, den berühmten Afrikaforscher in seiner Heimat Lauterberg am Harz sehen zu können, war ich umso mehr begierig, ihm nach so langer Zeit von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen zu können.

Der verabredete Sonntag brachte denn auch morgens um 11 Uhr alle Beteiligten im früher Gastwirt Heyn'schen Garten zusammen. Der ehemalige Stabsarzt der Marine Dr. Sander übernahm das Amt, uns dem Gouverneur vorzustellen, der mit dem Regierungsrat von Lindequist zusammen soeben den Garten betrat.

Ich traute meinen Augen kaum, als ich dem Gouverneur von Wißmann gegenüberstand. Wenn ich ihn vor Jahren auf mindestens 45 Jahre geschätzt hatte, mußte ich mir heute gestehen, daß ich mich arg getäuscht hatte. Der vor mir stehende Herr war höchstens 40 Jahre alt, in voller Mannesblüte, mit lebhaften Gesichtszügen, freundlich und jung in die Welt blickenden blauen Augen. Hier hatte der Zahn der Zeit nicht „nagen“ können, sicher wenigstens nicht am äußeren Menschen. Es ist dies keine fade Schmeichelei, sondern ich gebe hier einfach meine und die Ansicht der damals Versammelten wieder. Der Mann, der gesagt hat, daß die Ehe jung mache und erhalte, muß recht haben. Hier war der Beweis.

Selbstredend wie immer bei solchen Gelegenheiten wurden ungezählte Toaste ausgebracht. Im ersten feierte der Redner Dr. Sander den Gast und bat ihn, auch für unsere Kolonie ein

gutes Wort reden zu wollen in der deutschen Heimat. Major von Wißmann erwiderte in warmen Worten: „Ich freue mich, daß der Kaufmannsstand das, was er hier erworben, festgehalten hat, und denke ich, wenn hier nun die Landwirtschaft eingreift, wird das Land gedeihen und segenbringend für unser Vaterland sein. Reiben wir, meine Herren, einen Salamander auf das Wohl der Kolonie Deutsch-Süd-West-Afrika.“

Herzlich und ehrlich wurde dem Vorschlag nachgekommen und am Schluß desselben rief in die momentane Stille hinein der Ansiedler Conradt seine alte Behauptung:

„Und aus der Kolonie wird doch etwas!“

„Bravo! Conradt hat Recht!“ — so lachten alle auf. —

Inzwischen vollzog sich mein Schicksal. Der Oberarzt des Sanitätsgebietes hatte mich eingehend untersucht und hielt eine sofortige Rückkehr nach Deutschland für geboten, wenn anders ich nicht meinen Körper vollständig vom Fieber zerstören lassen wolle. Eine Blutuntersuchung hatte „Fieberparasiten von allen Gesichtspunkten“ ergeben. Major und Gouverneur Lentwein entschied zu meinem Gunsten und ich machte mich sofort reisefertig, um nach Swakopmund zu gehen.

Saluta war noch immer bei uns verblieben. Sie freute sich sehr, daß sie nun bald zu ihrem „Mann“ nach Swakopmund kommen sollte. Ich sagte ihr, sie möchte den ersten besten Wagen für uns heuern und sich zur Abreise immer bereit halten. Schon am zweiten Tage nach unserer Unterredung hatte sie auch einen guten Planwagen für uns aufgetrieben. Der Treiber, auch ein Bekannter von Saluta, ein Bastard, freute sich, daß er Fracht bis zur Küste haben konnte, und versprach, recht schnell zu fahren.

Der folgende Tag sah uns schon in Brakwater, einem Wasserplatz, drei Reitstunden nördlich von Windhoek. Dieser Ort ist schon seit langem mit einem Polizei-Unteroffizier besetzt, dem die Ueberwachung der durchfahrenden Wagen obliegt.

Rund um Brakwater hat man hohen Wald und dichten Dornbusch. Auf den lang ausgedehnten Hügelketten, welche sich den gen Himmel streckenden kahlen Jams*)-Bergen vorlagern, sind prächtige Grasbestände, zumal nach Westen zu keinerlei Zuchtvieh

*) spr. Jams.

ständig sich aufhält. Gen Osten, am Abhange der Dlahandya'er Höhenzüge sind mehrere Farmer ansässig. Um sich recht heimisch in Afrika zu fühlen, taufte der eine derselben, ein Sachse, seine Farm „Döbra“.

Als wir Brakwater erreicht hatten, fanden wir eine auf-fallend große Karawane von Wagen vor. Alle waren schwer mit kleinen Bäumen, welche in Kästen verpflanzt waren, befrachtet. Auf Befragen erfuhr ich, daß die Pflanzen und Bäumchen für Windhoek bestimmt und eben aus Capstadt geholt worden seien. Der vor Allem in Sachen der Landwirtschaft und Viehzucht äußerst rührige Regierungsrat von Lindequist hatte den Kauf in Capstadt ausführen lassen und beabsichtigte, die Bäume in Windhoek und Umgebung anzupflanzen zu lassen.

Es gedeiht ja hier alles in Süd-West-Afrika. Das beste Beispiel liefert die Missionsniederlassung in Hoaganas, die, seit langen Jahren angelegt, herrliche deutsche Obstbäume, Apfelsinen, Citronen, Wein u. s. w. in ihren Gärten aufgezogen hat und hiervon jährlich tüchtige Quanten erntet.

Bei den Wagen in Brakwater traf ich einen mir gut be-kannten Ansiedler aus Klein-Windhoek, der mir seiner verständigen und vernünftigen Ansichten wegen ganz besonderes Interesse einflößte.

Wir begrüßten uns auf's herzlichste.

„Nun, Herr Ludwig,“ fragte ich ihn im Laufe des Gesprächs, „haben Sie hier auch Bäume darunter?“

„O, was meinen Sie, ich habe allein 500 Stück Bäume und 8000 Weinstöcklinge aus Capstadt kommen lassen,“ versetzte er stolz, auf zwei mit diesen Sachen beladene Wagen deutend.

„Acht Tausend Stück Stöcklinge,“ rief ich aus, „mein Gott, wo wollen Sie denn die hinbringen?“

„Aber Mann, in meinen Garten; ich habe ja noch zwei Grundstücke oder vielmehr Heimstätten hinzugekauft,“ erklärte er; „auf meinem alten Grundstück stehen schon jetzt etwa 7000 Wein-stöcke, wovon in diesem Jahre wohl 800 tragfähig waren und schwere Trauben reiften. Was Sie wohl glauben, ich will in zwei bis drei Jahren ganz Windhoek und Umgebung mit billigem Wein, den ich selbst keltere, überschwemmen!“

„Na, Sie übertreiben wieder nicht schlecht,“ meinte ein eben dazu tretender Farmer, der in der Nähe wohnte und Vieh

suchend nach Brakwater gekommen war. Er hatte die letzten Worte vernommen von Ludwig's Aeußerung.

Etwas bissig entgegnete Ludwig: „Sie würden das natürlich nie fertig bringen, da Ihrer Person noch zu sehr der ehemalige Offizier anhaftet. Da kommen diese Herren her, um sich eine neue Existenz zu gründen, können dabei aber immer nicht die schönen alten Zeiten vergessen, nicht den alten Adam lassen. Wenn nicht jeden Tag zwei, drei Flaschen Bier und eine Flasche Sekt abfällt von der Arbeit, geht es nicht. Ich kann Ihnen sagen, meine Herren, wer hier nicht hart, heiß arbeitet, wird zu nichts kommen,“ schloß er erregt.

„Ereifern Sie sich nicht, lieber Herr,“ entgegnete verlegt der Angeredete, „wenngleich ich Ihren Worten vollen Beifall zolle, möchte ich doch bitten, mich aus dem Spiele zu lassen.“

„Sie werden sich übrigens alle umsonst quälen,“ fiel ich, um das Gespräch von dem streitigen Gegenstand abzulenken, ein, „denn in Gibeon hat man Diamanten gefunden und haben wir erst Diamanten- und Gold-Gruben, so werden die meisten Ansiedler, vom Fieber gepackt, zu den Schürfgelbieten eilen.“

„Ich will Ihnen noch etwas sagen,“ begann Ludwig von Neuem, „wir Landwirte brauchen keine Gold- und Diamanten-funde. Unsere Goldgrube ist der Boden und der Glanz des Goldes ist bei uns der Schweiß. Wer Lust zu ernster Arbeit hat und genügsam ist wie ein kleiner Bauer in Deutschland, kommt hier immer noch vorwärts und wird wohlhabend. Mein Nachbar hat zum Beispiel in diesem Jahre allein für Kartoffeln 6000 Mark eingenommen, das ist doch gewiß enorm. Es können sich nach meinen langjährigen Erfahrungen hier im Lande noch Tausende mit Land- und Ackerbau ernähren.“

Ich gab ihm Recht und versetzte: „Wer etwas Geld für Verieselung und Wasseranlagen ausgiebt, wird hier mit Segen dem Boden Ernten entlocken, die den deutschen in nichts nachstehen. Windmole und Fangdämme werden hier helfen und den Be-harrlichen zum Ziele führen.“

„Doch ein Einwurf sei mir noch gestattet,“ sprach der ehe-malige Offizier, wie ihn Ludwig nannte, „es müßte meiner An-sicht nach entschieden gesorgt werden, daß die Großkaufleute auch neben ihren Kaufhäusern Landwirtschaft betreiben, wie es ja ein

Teil derselben schon thut. Denn wenn die Store nur als Kaufleute hier weiter arbeiten, entziehen sie dem Lande ein großes Kapital, sie saugen es gewissermaßen aus.“

„Das ist sehr gut und richtig,“ stimmte der leicht verführliche Ludwig bei.

Auch ich pflichtete dem Sprecher vollkommen bei: „Wenigstens muß der Neubegründung von Kaufhäusern, welche mit ihren enormen Preisen alle Landwirtschaft, welche aufkommen will, im Keime ersticken, Einhalt geboten werden. Die Meinung einiger Store-Leute, „daß die Kolonie eine „Beamtenkolonie“ sei und viel länger allein den Kaufleuten hätte überlassen bleiben müssen,“ ist entschieden falsch, mindestens nicht in allen Teilen zu begründen.“

Deutsch-Süd-West-Afrika ist nicht eine Kolonie, die eine ungeheure Ausfuhr haben wird, sondern es ist ein Land zur Auswanderung für Deutsche. Tausende von Landwirten, Handwerkern und Arbeitern werden noch dieses Land als neue Heimat aufsuchen, lieben und schätzen lernen. Fragen Sie die ältesten Ansiedler der Kolonie, sie alle werden sagen, was ich so oft von ihnen vernommen:

„Es giebt nur ein Damaraland, es giebt nur ein Nama-land“ und ich sage auch wie Conradt: „Aus der Kolonie wird etwas!“ — —

Ich war ordentlich feurig geworden in meiner Liebe zu dem Lande.

Ludwig erwiderte auch darauf: „Sie müßten einmal im Reichstag reden und den Meidern und Zweiflern unserer Kolonie den Boden ihrer oft gänzlich unbeweisbaren Behauptungen entziehen. Es giebt ja leider Gottes Abgeordnete, die in kolonialen Sachen reden, um zu reden, nicht aber um der Sache willen das Wort ergreifen. Könnten doch diese Herren einmal ein oder zwei Jahre hier weilen, sie würden nicht mehr principienlos gegen die Kolonien Deutschlands eifern!“ — — —

Es war inzwischen dunkel geworden. Bei allen Wagen, die hier ausgespannt hatten, brannten helle Feuer. Rund herum hockten die Eingeborenen, sich laut mit pathetischen Gesten in ihrer Namaspache unterhaltend.

Man muß solch' Leben mit durchgemacht haben, um es wahrheitsgetreu schildern zu können. Schon während meiner Zeit bei der Truppe waren mir diese Lagerfeuer das Liebste. Es zogen da liebliche Bilder der Erinnerung, der Heimat, der Liebe an meiner Seele vorüber. Gedanken zogen über's Weltmeer, dem Vaterhaus zu. Wenn ich heute dieser süßen Stunden in dieser herrlichen Freiheit, unbekümmert um menschliches Hasten, Jagen und Drängen nach dem Glück, gedenke, beschleicht mich namenloses Sehnen, heiße Sehnsucht, dort drüben wieder zu weilen unter klarem sternenhellem Himmel, in dieser feierlichen Stille, deren einzige Unterbrechung das Zirpen der Heimchen und hin und wieder das langgedehnte Heulen eines Schakalpaars bildet. — —

Ich suchte an diesem Abend unwillkürlich Saluta. Bald wird sie dem Manne ihrer Liebe angehören. Hoffentlich brauchte sie es nie zu bereuen, das wünschte ich von Herzen.

Sie hockte am Feuer neben unserem Treiber, den Kopf auf die Hände gestützt, scheinbar sinnend. Die aufflackernden Lichter des Feuers spiegelten sich tanzend in ihren großen schwarzen feuchten Augen wieder.

Mein Blick wurde plötzlich abgelenkt durch eine Sternschnuppe, welche hinter den Braakwater Bergen verschwand. Die Spur ihres Falles zeichnete sich indessen scharf gegen den dunklen klaren Himmel ab. Mehrere Minuten sah man klar und deutlich einen blickartig gestalteten hellen Streifen, der sich nach und nach verbreiterte und nach Minuten sich in sich selbst auflöste wie Rauch und zerstob.

Alle Eingeborenen waren von den Feuern aufgesprungen, denn sie sind insgesamt furchtbar abergläubisch und ängstlich solchen Naturerscheinungen gegenüber. Sie bestürmten mich mit Fragen, wie ich die Sache mir erkläre und setzten meiner Behauptung, es sei dies nichts als ein Sternenteilchen, mit Beharrlichkeit entgegen:

„Herr, das ist Unglück!“

Wir Weiße lächelten über diese sonderbare Auffassung.

„Was meinst Du, Saluta?“, fragte ich diese.

„Herr, es bedeutet Unglück!“, war ihre kurze mit Seufzern begleitete Antwort.

Sie sollte für sich leider recht behalten.

IV.

Am Leopardenfang.

Wir näherten uns, von Sneyrivier kommend, am Abend des 18. Juli 1898 der kleinen Polizei- und Pumpstation Quaipitj. Schwer knirschten die Räder des ziemlich voll gepackten Ochsenwagens im Flußsande, denn die letzte kleine Stunde auf dem Wege von Sneyrivier nach Quaipitj führt fast nur in kleinen ausgetrockneten Flußbetten entlang.

Es fing an, bitter kalt zu werden, wie lebten ja in der sogenannten kalten Jahreszeit. Zudem war die wärmende Sonne schon ziemlich zwei Stunden hinter den uns rings umgebenden Höhenzügen verschwunden.

Quaipitj, wie gesagt, eine kleine Polizei- und Pumpstation, liegt wirklich reizend. Die ganze unmittelbare Umgebung gleicht in Wahrheit einem großen Parke, in dem man Grotten, Rondelle und dergleichen künstlich angelegt hat. Das Polizeihaus selbst liegt hart an dem Quaipitj-River, einem Zufluß des Schwachhaub und besteht aus zwei Räumen, primitiv vom Polizisten Bähr zusammengestellt aus ungebrannten Lehmsteinen. Eine Stube, als Amtskloak, Wohn- und Schlafgemach dienend, gerade so groß, daß man sich ordentlich ausrecken kann, ohne mit den Fäusten die Wände zu berühren und ein halb so großer, oder besser gesagt, halb so kleiner Raum, der zur Aufbewahrung von Proviant dient.

Nebengebäude besitzt die Polizeistation so recht eigentlich nicht, denn die lustigen Willen, die neben der ersteren erbaut sind, gehören den Brunnenbauern, abkommandierten Leuten der kaiserlichen Schutztruppe. Da sie ja nur vorübergehend hier wohnen, begnügten sie sich bei Erbauung ihrer Heimstätten mit alten Säcken, Kistenbrettern und Niedgras, durch welches Bauwerk der Wind ungehindert Zutritt und Durchzug hat.

Auf dem Polizeibureau brannte, als wir angelangt waren und vor dem Hause den langen Zug von 20 Ochsen hatten ausspannen lassen, schon Licht; in Ermangelung von Petroleum ein Talglicht.

Polizeigefreiter Bähr trat in die offenstehende Thür und fragte in dem landesüblichen Holländisch, einem Jargon von Nama-Deutsch-Holländisch und Englisch: „Wessen Wagen ist das?“

„Unser!“ antwortete ich.

„Ach was, unser, drücken Sie sich doch vernünftig aus und machen Sie keine Klauen!“ schrie Bähr in die Dunkelheit. Doch er schwieg, als ich in den Lichtschein getreten war, der von dem Licht aus dem Wohnraum herausfiel. Er sah mich an und mich erkennend, war er voller Freude:

„Nehmen Sie es nur nicht übel!“

„Ich bin ja doch allein der Schuldige, wenn ich der wohl-löblichen Polizei so reglementswidrige Antworten gebe,“ versetzte ich lachend.

Ich trat nun in das Haus ein. Bähr bestellte inzwischen bei seinem „Volk“, seinen Dienern und Arbeitern (Eingeborenen) den landesüblichen Kaffee. Es hatten sich auf das Klusen und Fragen hin auch die beiden Brunnenbauer eingefunden, beides alte Bekannte und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch.

„Haben Sie Ihre Frau mit?“ fragte Bähr.

Auf meine bejahende Antwort stürzte er zu dem Wagen, um dieselbe und auch meinen Jungen hereinzuholen.

„Schade, daß Sie so schnell schon wieder fort müssen aus unserm lieben Süd-West!“ meinte bedauernd Bähr, als ich ihn belehrt hatte, daß ich wegen schwerer Erkrankung nun schon zum zweiten Male die Kolonie verlassen müsse.

„Ja, nun werde ich wohl kaum wiederkommen und ich denke, daß Sie auch etwas für mich haben, was sich der Mühe lohnt, für meine Sammlung mitzunehmen,“ dabei sah ich mich im Zimmer um und entdeckte zuerst ein großes schön gefärbtes Leopardenfell, bereits fertig gegerbt. Freudig sprang ich auf, um mir das Fell zu betrachten. Wahrhaftig, da waren Krallen, Ohren, Nase und alles, was sonst bei den Fellen, welche Eingeborene zutragen, fehlt, vorhanden.

„Bähr, das bekomme ich, bestimmt, ganz sicher, sagen Sie nicht nein! Was soll ich Ihnen geben?“ sprach ich. So überstürzten sich meine Worte.

Er lächelte nur und sah die beiden Brunnenbauer an. Doch auch diese machten eine nicht viel verheißende Miene und endlich platzte Bähr heraus:

„Den haben wir ja selbst geschossen, den soll „unser Leutnant“ haben.“ Er meinte seinen Distriktschef.

Enttäuscht ließ ich das Fell meinen Fingern entgleiten, da war längeres Bitten unmöglich und auch vergeblich. Uebrigens gönnte ich es dem Leutnant, der mir persönlich als ein sehr leutseliger und gemüthlicher Vorgesetzter bekannt war.

Einer der Brunnenbauer war inzwischen hinausgegangen und brachte eine Platte von einem Amateur-Apparat.

„Hier ist die Leopardenjagd,“ meinte er und hielt die Platte gegen das Licht.

Ich betrachtete aufmerksam die negative Darstellung und sagte verdutzt:

„Ja aber Mensch, wie ist denn das zu verstehen?“

Man sah nämlich auf der Platte, die vorzüglich gelungen schien, die drei Soldaten (Bähr und die Brunnenbauer) im Anschlag vor einem zum Sprung niedergebuckten Leoparden von mächtigem Bau stehen. Jeden Moment mußte die Bestie losrasen und die Kerle hatten den Mut gefunden, auch noch diese Schauer-scene zu photographieren.

„Aber erklären Sie mir doch die Geschichte,“ drängte ich.

Eine Weile noch ergöhte sich der Schelm an meinem Erstaunen, um dann lachend hervorstosßen:

„Der ist ja tot!“ — Er wies auf den Leoparden.

Wirklich; bei genauer Betrachtung sah man erst die geschlossenen Augen, die sonst wohl gierig funkeln und bei dem Leuchten der Augen ging auch mir ein Licht auf, denn man jagt ja Leoparden nicht am Tage, sondern nur bei Nacht und bei Nacht ist doch kein Amateurphotograph im Stande, so gute Platten zu liefern, wenn dies überhaupt in solchem Moment geschehen könnte.

„Herr, der Kaffee ist klar!“ meldete der schwarze Leibpage Bähr's.

Wir ließen uns nicht nötigen und langten fleißig zu von dem,

was Bähr bieten konnte, denn man ist nicht verwöhnt in den Tropen.

Nun aber hat ich dringend um die Jagdgeschichte.

Dhne Zögern begann Bähr:

„Seit circa vier Wochen wurden wir jede Nacht durch unsere Jung-Lämmer und Zicklein gestört, welche jämmerlich schrienen. Vor ungefähr acht Tagen fehlten gar des Morgens vier. Die Spuren zeigten deutlich, wer den Raub ausgeführt hatte, es war dort unser Leopard,“ — er wies dabei auf das Fell.

Ich verständigte die beiden Kameraden hier und vereint machten wir uns an die Verfolgung des Räubers. Die vorhandenen Spuren verloren sich jedoch leider schon nach einer halben Stunde, da das Gelände steinig und klippig ist. Trotz eifrigen Suchens gelang es selbst unserm sonst guten Pfadfinder und Viehwächter, einem Berg-Kaffee, nicht, die Spur wieder aufzufinden. Wir mußten wohl oder übel umkehren und auf günstigere Gelegenheit warten.

Die folgende Nacht brüllte die Bestie dicht hier hinter dem Hause laut auf. Wir fuhren hastig in unsere Kleider und eilten bewaffnet zu dem hinter dem Hause etwa 30 Meter entfernt liegenden Viehtrale. Nach langem Warten und bangem Zweifeln hörten wir das Aufbrüllen bereits in weiter Entfernung. Wir waren umsonst aufgestanden.

Ich sah ein, daß auf diese Weise dem Leoparden nicht beizukommen war. Uns regelrecht tagelang oder vielmehr nächtelang auf den Anstand zu legen, dazu hatten wir wenig Lust, da der Dienst am Tage unsere frischen Kräfte forderte.

Auf Anraten eines Ansiedlers, der hier mit Vieh durchritt, entschloß ich mich, von Djimbingue (5 Meilstunden von Quaitih entfernt) eine eiserne Wildfalle zu holen. Noch am Abend desselben Tages ritt ich ab und traf bereits am andern Vormittag gegen 9 Uhr wieder hier ein; eine Falle hatte ich glücklich auf dem Distriktskommando erlangt. In der Nacht während meiner Abwesenheit waren wiederum fünf größere Ziegen oder Fettschafe geholt worden. Es zeigten sich dieselben Spuren.

Ich nahm nun am Abend, als alles Vieh von der Weide heimkam, ein kleines, etwas im Wachstum zurückgebliebenes Ziegenlämmlein aus der Herde und befestigte es lebend als Köder an

der Falle. An letztere band ich schwere eiserne Brechstangen und Bohrwerkzeug, wie solches hier zum Brunnenbau nötig ist, damit nicht der Leopard samt der Falle und dem Lämmchen verschwinden könne. —

Wir mußten unsere erregten Gemüter drei Tage beruhigen, denn erst in der vierten Nacht — wir lagen noch alle wach vor Erwartung — sollte der Leopard kommen.

Es mochte gegen 1/2 12 Uhr abends sein, als das Lämmchen plötzlich laut zu schreien anfang, es mochte wohl den Räuber wittern. Sofort sprang ich, angekleidet wie ich war, auf, griff zum Gewehr, nahm hastig mehrere Rahmen Patronen Nr. 88 auf und huschte lautlos hinter das Gebäude. Diese beiden hier — er meinte die Brunnenbauer — waren ebenfalls ohne Verabredung hinausgeeilt und wir drei strengten nun auf's Außerste unsere Seh- und Hörkräfte an.

Wir sahen jenseit das Lämmchen auf ungefähr 35 Schritt Entfernung als feinen Schatten vor uns, als wir plötzlich durch ein schmetterndes Gebrüll dicht, dicht vor uns aufgeschreckt wurden. Im ersten Moment glaubte ich nicht anders, als daß der Leopard höchstens 5 Schritte vor uns stehen müsse, so nahe klang uns das Gebrüll in den Ohren. Dem einen Aufschrei folgten in kurzen Pausen weitere wilde Töne, wir hörten deutlich das Fauchen und Stöhnen der Bestie und ward es uns nun auch klar, daß dieselbe wohl in der Falle sitzen müsse.

Etwas erleichtert aufatmend, tasteten wir uns vorsichtig vorwärts, da unsere Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Vom Lämmchen hörte man nichts mehr, der Leopard hatte das Thierchen sofort zerrissen.

Auf fünf Schritte herangekommen, sahen wir nun deutlich einen ausgewachsenen Leoparden, die eine Vorderpranke fest in der Falle eingeklemmt, mit der andern und dem Schweif wütend unter Gefauche und Gebrüll um sich schlagend. Sofort legten wir an und gaben eine Salve ab, da wir besirchten mußten, daß sich die Bestie losriß und uns angriff.

Mit einem wilden Aufschrei zertr nach der Salve der Leopard rückwärts, dabei mit kolossaler Kraft die schweren Eisenteile mitziehend. Doch nur noch dies Aufklackern des Lebens im Körper des Raubtieres, im nächsten Moment schon streckte es sich lang im Sand hin.

Noch warteten wir einige Minuten, im Aufschlage stehend, ob alles vorüber sei, dann gab ich vorsichtshalber noch einen Schuß nach dem Kopf der Bestie ab. Nichts rührte sich mehr. Wir konnten also herangehen.

Ein stattliches Tier lag da vor uns, den Kopf am Schädel aufgerissen von unseren angefeilten Stahlkugeln. Die Eingeweide quollen heraus am hinteren Teil des Leibes, die Bordertage saß noch immer fest in der Falle. Das Lämmchen war total zerrissen worden von der rasenden Bestie, die wohl gedacht hatte, daß dasselbe ihr den Schmerz verursache, den die Falle ausübte.

„Sehen Sie, so jagten und fingen wir unseren Leoparden. Die photographischen Aufnahmen machten wir am anderen Morgen, um an dies Erlebnis noch recht oft erinnert zu werden.“ —

Es war inzwischen Zeit geworden, daß wir wieder aufbrachen, denn mit dem Frühlsten wollten wir mit unserem Wagen in Dsjimbingue sein.

Wir verabschiedeten uns herzlich von den drei Soldaten, die stets bereit sind, Gastfreundschaft zu üben, an wem es auch sei. Im Gehen noch fragte ich Bähr: „Kann ich die Geschichte nicht bekannt geben?“

„Wenn es Ihnen Spaß macht, immerzu.“



V.

Saluta's Hochzeit.

Ich wand mich in schweren Herzkrämpfen auf meinem Lager, welches mir der Stationsälteste, Sergeant Pakelt, in Haiganghab bereitet hatte. Bis hierher, also nur noch eine Tagereise von Swatopmund entfernt, war ich ohne störende Erscheinungen in meinem Befinden gekommen. Der Anfall ging indes vorüber, Dank der Pflege meiner Frau, welche von Saluta eifrig hierbei unterstützt wurde.

Da mein Weib mit der Bereitung des Mittagessens zu thun hatte, verblieb Saluta allein bei mir. Sie saß auf einem Feldstuhle zu meinen Füßen und helle Thränen rannen ihr über die Wangen.

„Aber Saluta, warum weinst Du?“ sprach ich zu ihr in tadelndem Tone in ihrer Muttersprache, dem Holländischen.

Nur ein vermehrtes Schluchzen ward mir zur Antwort, sonst kam kein Laut über ihre Lippen.

„Saluta, sei doch vernünftig, ich fühle mich doch wieder wohl!“ tröstete ich von Neuem in der Annahme, sie gräme sich um mich.

„Lieber Herr! Ihr leidet so und — und ich,“ — sie stockte und stieß dann heraus: „und ich habe den Herrn so lieb!“

Es folgte neuerdings lautes Schluchzen und Stöhnen.

„Saluta, Saluta, wenn das nun Dein Moellners hörte, was würde der sagen,“ drohte ich scherzend.

„D, das wäre Nichts, Herr! Moellners weiß, daß ich ihn noch mehr und anders lieb habe, wie Euch,“ versetzte sie.

Ich war beruhigt.

Es klopfte an der Thür.

„Herein!“ rief ich und in's Zimmer (Haiganghab hat wirkliche Zimmer und ist überhaupt ein sauberes Zollhaus) trat Sergeant Pakelt.

„Nun, lieber Herr, wie geht's? Sie sehen ja wieder leidlich wohl aus!“

„Ja, ich fühle auch Erleichterung, es wird auch wohl wieder Fieber im Blut stecken.“

„Sie hatten in Gibeon wohl auch viel Moscitos? Die sollen ja nach Professor Koch's Theorie die Ueberträger der Malaria sein,“ sagte Pakelt lachend.

„D, wenn es auf Moscito-Stiche ankäme, ich meine, wenn man dadurch Malaria erhielte, so würde Mancher nicht mehr leben,“ erklärte ich. „Denn neulich erst sah ich drei Reisende, die in Groß-Barmen übernachtet hatten und von Moscitos so zerfetzt und zerstoßen waren, daß ihre Arme und Beine, auch ihre Antlitze lauter roten Geschwüren gleichen. Doch habe ich bis heute, nach fast drei Monaten, nichts gehört, daß die Betroffenen an Malaria gelitten hätten.“

„Sie haben recht,“ entgegnete humorvoll Pakelt, „auch ich mußte schon oft Malaria gehabt haben, wenn Moscito-Stiche Fieberparasiten brächten.“

Er bemerkte erst jetzt Saluta, welche sich inzwischen beruhigt hatte. —

„Was macht denn die hier?“ fragte er zu mir gewandt.

Ich lächelte: „Saluta machte mir kalte Herzensschläge; 's ist meiner Frau beste Stütze.“

Pakelt horchte auf. „Saluta heißt Du?“ wandte er sich an diese; „wo ist denn dein Heimatsdorf?“

„In Nooibank bei der Walvischbay, Herr, ist meine Werk,“ entgegnete fast trotzig Saluta.

„Dann bist Du wohl die Maid, welche den Moellners, den Bahnarbeiter, freien will, wie?“

„Ja,“ entgegnete Saluta gereizt, „und soll ich das nicht?“

„Du armes Kind, nein, das sollst Du nicht,“ sagte ruhig Pakelt zu dem sich aufrichtenden Mädchen, „denn eben dieser Moellners, dein Moellners, ist gestern am Typhus verstorben.“

Saluta sprang entsetzt auf: „Das ist nicht wahr, Herr!“ schrie sie den Sergeant an. „Das kann nicht wahr sein!“

„Doch, Saluta, doch ist es so, warum sollte ich Dir solchen Schmerz unnütz bereiten,“ so suchte Pakelt die sich ängstlich an der Thür Haltende zu beruhigen.

„O mein Gott, Du großer Gott, was wird nun aus mir, was wird aus meinem armen Kinde,“ stöhnte sie auf, die Hände vor ihr Gesicht schlagend. Und als wüßte sie erst jetzt, welches Geheimnis sie uns in ihrem Schmerzensausbruche verraten hätte, stürzte sie hinaus unter Klagen, Heulen und Selbstvorwürfen.

„Das arme Kind,“ sagte ich zu Pakelt, „Sie hätten ihr dies schonender mitteilen sollen.“

„Ich kenne ja diese Bastards zu gut,“ versetzte dieser, „in einigen Tagen wird sie ihren Moellners vergessen haben.“

„Und was wird aus dem Kinde?“ fragte ich, „sie ist ja doch selbst noch ein Kind.“ Ich war betreffs der letzten Aeußerung Pakelt's entschieden anderer Meinung und dachte mir für Saluta das Schlimmste.

„Darüber keine Sorge,“ beantwortete der Sergeant meine Frage, „das werden die Eltern Saluta's gern aufnehmen; die sind stolz, weißes Blut in ihrer Verwandtschaft zu haben.“

„Uebrigens, lieber Pakelt, was war das für ein Mensch, dieser Moellners,“ wandte ich mich an diesen.

„Saluta kann Gott danken, diesen Mann los zu sein, denn er war neben sonstigen schlechten Eigenschaften, die er hatte, sehr leichtsinnig. Außerdem aber haßte ihm ein unheilbares Leiden an.“

Ein Reiter rief uns zum Essen nach der großen Mannschaftsstube, in der für alle gedeckt war. Hier trafen wir einen eben aus Swakopmund eingetroffenen Kaufmann, der, auf einer Inspektionsreise nach Sneyrivier und Tsoabis begriffen, hier kurze Rast hielt.

„Wie sieht es denn oben aus im Lande?“ — mit dieser Frage wandte sich der Kaufmann an mich.

„Im Allgemeinen hat sich wohl wenig verändert oben. Das Einzige, was ich wahrgenommen, ist, daß die Kinderpest doch ihr Gutes für die Kolonie zu haben scheint, trotz aller Verluste. Der alte Schlendrian scheint aufzuhören. Leute, die früher bequem und nichtsthunend auf ihren Farmen saßen, greifen jetzt zu Spaten und Hacke, um ihr Land zu bebauen, denn die Viehbestände sind erheblich gelichtet und ernähren nicht mehr allein den Mann.

Auch die Eisenbahn, die beinahe 80 Kilometer lang hergestellt ist, wird Leben in das Land bringen, Minen öffnen, Ausfuhr anregen.“

„Hören Sie mir auf mit der Eisenbahn,“ fiel der Kaufmann ein, „die macht uns Storeleute vollständig bankrott. Wir haben von Swakopmund aus auch bereits eine Petition nach Windhoek an den Gouverneur gerichtet, worin wir bitten, die Bahn nur bis Jackals-Water zu bauen, da uns sonst der Verdienst mit den Frachtfahrern entgeht.“

„Das ist ja lächerlich, mein Herr,“ entgegnete ich in gereiztem Ton, „wenn Sie den Leuten nicht soviel borgen wollten, könnten Sie billiger arbeiten und im Uebrigen müßten Sie mehr Hand anlegen am Land- und Ackerbau, sich aber nicht ganz auf den Handel verlassen.“

Mit der Petition versehen Sie dem Gouverneur aber einen empfindlichen Schlag, denn gerade um Ihretwillen, um der Kaufhäuser in Swakopmund willen, ist er für den Weiterbau der Bahn bis Djimbingue-Windhoek eingetreten. Denn er meint wohl sehr richtig, daß Jackals-Water nie eine große Niederlassung werden kann. Würde aber die Eisenbahn nur bis dorthin gebaut, so wären die Store-Besitzer gezwungen, Lagerhäuser mit ungeheuren Kosten zu errichten. Jackals-Water würde aber eines schönen Tages der Bedeutungslosigkeit, des Wassermangels, der Dede wegen aufhören, ein bewohnter Platz zu sein, und — die Kaufleute hätten mit großen Kosten unnütze Lager errichtet. Außerdem aber könnte — — — — —

Ein greller Schrei vor dem Hause unterbrach unsere Unterhaltung.

Pakelt stürzte hinaus, gefolgt von den beiden Reitern der Truppe.

Da neuerdings wiederum lautes Schreien und Durcheinander-rufen hörbar wurde, ging auch ich so schnell mir dies möglich war, hinaus. Ungefähr 20 Meter von dem Stationsgebäude entfernt erhebt sich eine hohe steile Felswand, die, in der Parallele von einer gleichen Wand begleitet, den Zufluß des Schwachhand-Flusses, an welchem Haiganghab liegt, steil begrenzt und einfaßt.

Am Fuße einer besonders hohen Klippe standen schreiend und henlend alle zum Wagen und zur Station gehörigen Eingee-

borenen. Inmitten des von ihnen gebildeten Kreises kniete der Treiber meines Wagens, den Kopf eines weiblichen Wesens auf seinem Knie gebettet. Ich trat näher und Entsetzen lähmte auf Minuten meine Zunge: vor mir lag mit blutigem zerschlagenem Kopf unsere Saluta.

Alle Eingeborenen bei Seite schiebend, meinen eigenen krankhaften Zustand vergessend, trat ich zu dem Bastard-Mädchen, welches leise wimmerte und die Augen geschlossen hielt. Aus einer ziemlich erheblichen Wunde an der linken Seite des Kopfes quoll in Strömen Blut hervor. Es schien eine Schlagader verletzt zu sein. Das umherliegende Geröll und die zahlreichen Schrammen im Gesicht Saluta's sagten mir, daß diese abgestürzt sein mußte. Ob dies absichtlich oder durch einen Zufall geschehen, mußte ich abwarten. Auf mein Befragen bestätigten die Eingeborenen die Vermutung, daß das Mädchen abgestürzt sei von dem an 30 Meter hohen kahlen Felsen.

Es galt indes, zu helfen. Während ich den Diener zu meiner Frau abfertigte, trat diese auch schon zu mir, in der Hand meine Reiseapotheke tragend, die ja in den Tropen unentbehrlich ist. Mit Hilfe von Carbol und sublimierter Watte und Compressen gelang es mir denn auch nach kurzer Zeit, die Blutung zu stillen, und ich legte dem Mädchen einen Verband an.

Solange hatte Saluta mit fest geschlossenen Augen unbeweglich, nur von Zeit zu Zeit stöhnend, gelegen, doch als auf mein Geheiß zwei unserer Leute sie aufheben wollten, um sie in kühlenden Schatten zu legen, wehrte sie heftig ab. Mir ging eine Ahnung durch die Seele, ich flüsterte meiner Frau hastig einige Worte zu und diese trat zu Saluta. Das Mädchen nickte auf eine leise an sie gerichtete Frage schamboll und fing erneut an, heftig zu schluchzen.

Es durfte nunmehr nicht gezaudert werden. Ich trieb alle Eingeborenen beiseite und behutsam trugen dann der Treiber und Leiter von unserem Wagen die zum Weibe gewordene Bastard-Maid hinter die Stationsgebäulichkeiten, wo ihr ein Lager bereitet ward. Meine Frau und ein altes anwesendes Hottentotten-Weib thaten nunmehr das Ihrige, der armen Saluta zu helfen.

Wir alle waren durch den Zwischenfall tief erregt. Im Flur des Hauses stieß ich auf Pakelt.

„Was halten Sie von der Geschichte?“ fragte ich ihn.

„Nach den Vorgängen möchte ich fast glauben, daß hier die Absicht vorlag,“ meinte dieser.

Ich schwieg, denn ich glaubte an einen Unglücksfall.

Einige Minuten später sollten wir über die Ursache des Absturzes aufgeklärt werden.

Ein Kaffernjunge, namens Kaisib trat in's Haus und meldete dem Sergeant Pakelt, daß er mit 20 Ochsen von der Posthalterei Windhoek angekommen sei und das Vieh der Station übergeben wolle. Da hier in Gaiganghab kein Privatmann Wohnung genommen hat, besorgte Pakelt für die Posthalterei das Geschäft privatim, die Ochsen des Postkarrens auf die Weide zu senden und sie bewachen zu lassen.

„Wo sind die Ochsen?“

„Am Wasser, Herr,“ sagte auf Rama der Kaffer, „die Ochsen waren sehr durstig, da sie seit drei Tagen kein Wasser bekommen konnten.“

„Von wo bringst Du denn die Besten (Ochsen), edler Schwarzkopf?!“ inquirierte Pakelt weiter.

Dieser entgegnete schmunzelnd, obwohl er den Ausdruck sicher nicht verstanden hatte: „Mein Herr gab sie mir am Khan-Fluß, wo die Eisenbahn anfängt und die Postkarren stehen bleiben, bis wieder neue Papiere kommen. Du glaubst nicht, Herr, wie ich Mühe hatte, das durstige Vieh zusammenzuhalten. Hier, kurz vor dem Wasser stürzten die Ochsen, das Wasser witternd, in laugen Sprüngen davon, so daß ich dachte, sie würden hier in das kleine Revier von den steilen, hohen Klippen abstürzen — —“

„Höre auf,“ unterbrach Pakelt den Redner, „wir verstehen kein Wort.“

Unsere Sprachkenntnisse waren noch nicht so weit gebiehn, um so lange Gespräche mit Eingeborenen in der Namasprache zu führen. Pakelt rief meinen Treiber und mit Hilfe dessen ersuhren wir auf Plattländisch oder, wie man gemeinhin sagt, in der „Cap-Booisprache“ den Sachverhalt.

Meine Frau trat ein und flüsterte mir etwas ins Ohr. Pakelt sah mich erwartungsvoll an, auch der Kaufmann. Ich winkte meiner Frau zu und sie verschwand wieder aus dem Raume.

„Ein totgeborener Junge,“ sagte ich, zu den Beiden gewendet.
„Schade,“ meinte bedauernd Pakelt, „da ist dem Kaiser wieder ein Reitermann verloren gegangen.“

Wir lächelten über den sonderbaren Scherz.

„Meine Frau meint indes, daß Saluta ganz wohl ist,“ setzte ich meiner Äußerung von vorhin hinzu.

„Dan!“ rief Pakelt seinen Diner, „frage Saluta, ob wir sie besuchen können.“

„Ja, Herr!“ und er lief hinaus.

Einige Zeit darauf stand ich mit Pakelt am Lager Salutas, die sehr, sehr bleich aussah, als sie mich sah, aber lächelte und mir die Hand entgegenstreckte: „Herr, Ihr seid so gut und auch des Herren Frau ist so sehr gut,“ weiter brachte sie nichts heraus, denn die Nüßrung überwältigte das arme Kind.

Pakelt kam mir mit einer Frage zuvor: „Wie ist denn die Geschichte eigentlich passiert, Saluta?“

Einige Augenblicke schwieg sinnend das Mädchen, dann holte sie tief Atem und begann: „Als ich die Herrn in der Stube verließ, stürzte ich in meinem Schmerz hinaus, um mich auszuweinen, um allein mit mir und meinem Gott zu sein. Hier unten im Thale ist's so belebt heute und ich erklimm die steilen Klippen, um dort meinen Thränen freien Lauf zu lassen — —“ sie schwieg unter Schluchzen.

„Saluta, wird dir das Reden auch nicht schaden?“ so sprach ich.

„O nein, Herr! Wir sind nicht so weichlich erzogen, wir Eingeborenen. Nur die Nüßrung übermannt mich öfter.“

Und sie fuhr fort: „Ich hatte mit meinem Schmerz längere Zeit allein dort oben zugebracht, als mich nahes Gebrüll von Rindvieh aufblicken ließ. Ich gewahrte viele, viele Däßen, die in wilder Hast gerade auf mich zuliefen. Entsetzt sprang ich auf und lief mit thränenverschleierten Augen in entgegengesetzter Richtung davon. Ich weiß nur noch, daß hinter mir her lautes Brüllen hörbar wurde. Plötzlich verlor ich aber den Halt unter meinen Füßen und stürzte in die Tiefe, dann entschwanden meine Gedanken.“

„Armes geprüftes Mädchen,“ weiter wußte ich nichts hervorzubringen. Auch Pakelt war ganz gegen seine Gewohnheit weich

geworden, ich merkte dies wohl an dem Zittern seiner Stimme, als er leise sagte: „Ich habe Dir Unrecht gethan, Saluta, doch es ist für Dich vielleicht nun besser, daß es so geendet hat.“

Saluta nickte leise, dann sagte sie zu mir gewendet: „Herr, das ist der Stern von Brakwater!“

Ich mußte lächeln und dennoch eingestehen, sie hätte recht behalten. — — —

Unsere Weiterreise wurde auf einen Tag verschoben, was mir schließlich ganz lieb war, da ich auch der Schonung bedurfte. Wir hatten übrigens nur noch eine Nacht zu fahren bis Swakopmund.

Am nächsten Nachmittage saß ich bei Pakelt in der Stube; die Thür bildete eine Schlafdecke, als Portiäre verwendet, die aber — wie ich für das Folgende bemerken will — nicht bis zum Fußboden reichte, sondern etwa $\frac{1}{4}$ Meter darüber endete. Draußen vor dem Hause spannten unsre Treiber ein, denn wir wollten noch vor Sonnenuntergang den klippigen Pfad bis zum Hochplateau, welches sich als „Namielwüste“ in der Breite von 8 Meilen an der südwestafrikanischen Küste hinzieht, hinter uns haben.

Wir sprachen gerade über den gestrigen Unglücksfall, als es an der Mauer neben der Thür Einlaß begehrend klopfte.

„Ja! Komm herein!“ rief Pakelt, da wir annahmen, es sei ein Eingeborener, denn wir hatten das Raßen nicht vernommen; der Kommende mußte also barfuß gehen, denn man wandelt hier nicht in Filzschuhen!

Wir warteten vergeblich trotz wiederholter Rufe.

Ich wollte mich eben vom Bettrand, auf dem ich saß, erheben, als ich dicht am Boden einen schwarzen Wollkopf gewahrte, mit vor Anstrengung hervorquellenden Augen. Unter Stühlen und Ähzen schob sich auch der übrige Teil des schwarzen Kerls durch die oben geschilderte Öffnung, offenbar ängstlich bemüht, nicht mit der Decke in Berührung zu kommen. Pakelt und ich plakten beinahe vor Lachen über die Dummheit des Raffen.

Dieser grinste vergnüglich: „Herr, Deine Thür ist noch kleiner, wie die meiner Hütte!“

Ein erneutes krampfhaftes Lachen scholl dem sonderbar lächelnden Schwarzen entgegen.

Dieser ließ sich indes nicht verblüffen: „Herr, es ist klar (fertig) eingespannt; Hendrick (der Treiber) bittet Dich, zu kommen.“

Unter Lachen nickte ich dem Kaffer zu, der sich ratlos herum-
drehte und auf demselben Wege wieder verschwinden wollte.

Pakelt schüttete sich vor Lachen: „Lassen Sie doch diesen
Kerl hinaus, ich verste ja vor Lachen.“

Ich schob den Vorhang zur Seite und verständnisinnig
lächelnd zog der Schwarze ab. — — — — —

„Gieb acht,“ sagte ich bei anbrechendem Morgenrot zu
meiner Frau, „von der Anhöhe aus, die sich dort vorlagert, sehen
wir bereits Swakopmund.“

„Dann kann es doch nicht mehr fern sein?“

„Noch gute 2 Stunden immerhin.“

Hinten im Wagen saß Saluta, schon wieder munter und
frisch. Es ist doch eine bedeutungsvolle Erscheinung, daß diese
Naturmenschen gegen uns Weiße viel zäher, im Entsagen viel
stärker, gegen körperliche Schmerzen viel empfindungsloser sind. Ich
sah Frauen von Hottentotten und Kaffern, welche, heute von einem
Kinde genesen, einige Stunden darauf ihrer Arbeit nachgingen.
Desgleichen die Männer. Am Gesechtstage bei Dhyunda —
Sturmfeld — am 6. Mai 1896 — fanden wir verwundete
Männer vor, die alte, vom 5. und 18/19. April herrlichende
Wunden durch Brust, Leib und Extremitäten hatten, ohne zu
mucksen. Die Ein- und Ausgänge des Schußkanals mit Gras-
stüpfeln zugeschoben, sonst ohne jeden Verband, das ist ihre Wund-
behandlung.

Ein Weißer würde hierbei in kürzester Zeit dem Tode ver-
fallen. Doch eins giebt es, was sonderbarerweise die Eingeborenen
nicht so gut aushalten, das ist Malaria. Macht es die von Grund auf
bessere Ernährung des Weißen oder ist es das moralische Über-
gewicht, eins ist sicher: es gehen jährlich bedeutend mehr Ein-
geborene zu Grunde als Weiße. Und der weitaus größte Teil
dieser sterbenden Schwarzen besteht aus Männern. Die Fieber-
parasiten im Blut scheinen in der Frauennatur sich zu vermindern.
Auch weiße Frauen leiden weniger am Fieber als Männer. Es
ist dies bekannte Thatsache. — — —

Eben brach sich die Sonne durch den leicht am Horizont
lagernden Seenebel. Zur Linken auf unserem Wege sah man die
roten Sandwanderdünen des englischen Walfischbajgebicts. Halb

rechts vor uns aber lag Swakopmund, der Hafenplatz unserer
Kolonie. In zwei, drei Jahren ist dank der eifrigen Bestrebungen
unserer Kolonialfreunde, dank des Unternehmungsgeistes des deut-
schen Kaufmanns und Landwirts eine kleine Stadt entstanden, bei
deren Anblick einem das Herz lacht. Zwar öde wegen gänzlichen
Mangels an Vegetation, aber genügend belebt durch den äußerst
regen Verkehr der Bevölkerung, macht die Niederlassung einen
ganz vorzüglichen Eindruk. Leute, die keine Ahnung von dem
wahren Werte unserer Kolonie haben, insbesondere aber die Be-
satzungen der ankommenden Schiffe, finden Swakopmund greulich
und ich gebe zu, daß der Ort gegen Plätze wie Benguela, St. Paolo
de Loanda, Kamerun, Old Colabar — die auch ich Gelegenheit
hatte, in Augenschein zu nehmen — recht nackt aussieht, aber man
gedenke des Gürtels der Namiebwüste, den nun die Bahn bereits
in einigen Stunden quer durchbricht! Ich will sogar sagen, wer
sich das ganze Schutzgebiet wie Swakopmund denkt, könnte
glauben: „Aus der Kolonie wird nie etwas!“ Schiffsoffiziere sagten
mir: „Da kann ja nichts sein, denn wir fahren ja nichts ans.
Wir bekommen keine Palmenterne, kein Biasaba, kein Eisenbein
und kein Palmöl!“ Als ob der Wert einer Kolonie nur in
ihrer Ausfuhr bestände, und nicht vielmehr in den günstigen Lebens-
bedingungen, die sie bietet!

Auch Kaufleute, die nie den Gürtel der Wüste überschritten,
urteilen ähnlich wie die Schiffsleute.

Und doch wird einst unsere Kolonie trotz aller Meider und
Zweifler emporblühen und ein gesuchtes Auswanderungs- und ein
lohnendes Absatzgebiet werden! Man hat mir vorgehalten, daß ich
als Soldat und Beamter nicht kompetent sei, ein Urteil über
den wirtschaftlichen Wert Südwestafrikas zu fällen. Ich gebe
zu, daß ich kein Landwirt bin, doch eine fast vierjährige Thätigkeit
im Schutzgebiet, die eigenen Versuche im Garten- und Landbau
dasselbst und ein ausgebreiteter Verkehr unter unwüchsigen Ver-
hältnissen, bei denen man auf sich selbst angewiesen ist, berechtigen
mich doch, wie ich glaube, zu einem Urteil, und das kann nur
dahin gehen: „Aus der Kolonie wird noch Großes ent-
stehen trotz ihrer Feinde!“

Sulata kam im Wagen nach vorn — zu uns — gekrochen. Ihr unruhiges Wesen, ein nervöses Zucken ihrer Mundwinkel fielen mir auf.

„Was ist Dir?“

„Herr, ich wollte Dich nur bitten, von den Affären in Haigamghab nichts den Leuten in Swakopmund zu erzählen, sie würden mich nur verachten, daß ich, ein Bastardmädchen, mich einem Weißen hingab. Ich fühle es jetzt, nachdem alles, alles vorüber ist, selbst, daß es besser nicht kommen konnte und wenn ein Mann meines Stammes mich nun noch will, sage ich gern zu und bleibe unter Meinesgleichen.“

Ich nahm ihr nur schweigend den Kopferband ab, damit auch dies äußere Anzeichen des Geschehenen beseitigt sei, und sie legte über den mit Sodoformkollodium befestigten Wattebausch ihr landesübliches Kopftuch.

Mittlerweile war unser Wagen so nahe an Swakopmund herangekommen, daß man deutlich alle Häuser unterscheiden konnte. Die frühe Tagesstunde — 8 Uhr — ließ die Bewohner indes noch ruhen. Nur einige schwarze Gestalten drückten sich zwischen den Häusern, die in größeren Abständen von einander stehen, herum. Plötzlich stieß mich der Treiber, der neben mir auf dem Vorkasten des Wagens saß, an.

„Herr,“ rief er hastig und deutete mit der Hand nach Sonnenaufgang, „sieh', dort ist Wasser, wo wir hergekommen sind.“

Ich sah nach der angegebenen Richtung hin. Wahrhaftig, hinter uns, auf dem eben von uns zurückgelegten Wege erstreckte sich ein breiter See, die leichten Kräuselungen des Wassers blühten von den auf sie fallenden Sonnenstrahlen auf wie lauterer Silber. Alle Eingeborenen sahen dorthin, nur einige schmunzelten stillvergnügt, sie wußten gleich mir die Erscheinung zu deuten: Es war eine Fata morgana, eine Luftspiegelung, die hier auf dem Hochplateau der Namib, so häufig täuschend auftritt. Die Fläche gleicht dann großen, lustig plätschernden Wassern, die kleinsten Gräser und Salzgrasstumpfe erwachsen zu langen schlanken Bäumen.

Noch in der Betrachtung dieser wunderbaren, wenn auch bekannten Erscheinung versunken, wurde ich durch neues Rufen auf-

merksam gemacht und der Treiber Hendrick wies nach Walffschbay zu mit der langen Peitsche. „Springböcke!“ sagte er lakonisch.

„Wo?“ entgegnete ich ungläubig, denn in diesem öden Teil des Landes glaubte ich keine vermuten zu sollen.

„Hier drüben, Herr; sieh' doch, ganz nahe; da, jetzt blicken sie auf. Sie kommen längs des Reviers (Schwachhaub) hier herunter oft bis an das Meer.“

Die Springböcke — sechs an der Zahl — ließen sich nicht durch unser Peitschenknallen stören, denn wenn sie Dohsen, überhaupt Rindvieh sehen, bekunden sie keine Scheu. Man jagt daher oft Böcke, indem man inmitten einer Herde Rindvieh, welches weidet, weilt. Die Spring- oder Gemsböcke kommen dann, ahnungslos weiteräsend, bis auf wenige Schritte zum Schuß heran.

Man vernahm jetzt deutlich trotz des entgegenstehenden Windes das Tosen der Brandung, sah auch den hochaufliegenden Gisch auf den Strand wälzen. Der Himmel war klar und von herrlicher Bläue, wie sie in solcher Pracht nur den Tropen eigen ist. Weit, weit in den Ozean hinaus reichte der Blick. Kein Wölkchen, kein Nebel verschleierte den Horizont. Wenn man nach monatelangem Reisen in den unendlichen Steppen Südwestafrikas endlich einmal wieder Wasser in solcher Fülle sieht, ist man entzückt.

Wir fogen auch gierig den herrlichen Anblick ein. — — —

Es war die Zeit der Ebbe. Der Strand war somit breit passierbar. Selbst die vor Swakopmund sich vorlagernden Klippen waren, frei von Wasser, zu Tage getreten. Jeder einzelne kleine Steinhügel wies eine Unmenge Muscheln, Seesterne und Seesigel auf. Auf den leicht durch die Dünung gewellten, von der Ebbe gebildeten Lagunen schaukelte sich langgewachsener brauner und grünlicher Seetang. Möven und Flamingos tummelten sich nach Beute suchend am Strande. Auf der Höhe lag der Kreuzer „Wolf“, welcher lustig wie eine Nußschale auf den Wellen tanzte und von Zeit zu Zeit fürchtbar in der Dünung rollte. Wenn gleich „Wolf“ ein veraltetes Fahrzeug ist, gewährte es mit seinem vollen Tafelwerk doch einen imposanten, stolzen Anblick! Das Schiff auf das Feinlichste sauber, die Besatzung mit vorzüglicher Haltung, der Kommandant von jovialem Wesen: Das ist das

Zeugnis, das jedermann dem Kreuzer und seiner Besatzung ausstellt. Wenn man als deutscher Reichsangehöriger — vorausgesetzt, man ist ein guter Deutscher — in fernen Landen weilt, wo der Blick sich weitert, die Menschenkenntnis bereichert wird, begrüßt man es mit größter Freude, wenn ein deutsches Kriegsschiff, das so recht geeignet erscheint, Deutschland in seiner Macht und Größe zu vertreten, in Sicht kommt! Ein gewisses Gefühl der Sicherheit, der Zugehörigkeit zum großen einigen Reiche ergreift und beherrscht uns bei der Anwesenheit einer solchen schwimmenden Festung.

Diese und ähnliche Gedanken zogen mir durch die Seele, als ich nach einigen Tagen unserer Ankunft in Swakopmund an einem abermals klaren Vormittag nach Walvischbay zu am Strand entlang schlenderte, um Muscheln zu suchen.

Ich sage „abermals klaren“ mit Absicht, denn klares Wetter in Swakopmund ist eine Seltenheit, da die heiße Luft und die kalte, von Kap Horn nach Kap Frio laufende Meeresströmung fortwährend Nebel zeitigen, die selten ganz vom Himmelzelt verschwinden.

Ich war an der Mündung des Schwachhaubflusses angekommen, somit an der Grenze zwischen Deutschsüdwestafrika und Walvischbay. Die roten Wanderdünen der Bay waren bis dicht an die See herangeweht worden, so daß man nur zur Zeit der Ebbe am eigentlichen Strand gehen konnte.

Vor der Schwachhaubmündung aber erstreckten sich weit ins Meer hinaus lange Muschelbänke, die auch freilagen und nur weit draußen von einzelner Brechen mit Wasser überspült wurden. Auf einer dieser Muschelbänke stand ein weibliches Wesen, dessen Kleider in der leichten Brise flatterten. Altem Anschein nach war es eine Eingeborene, das bezeugte ihr Kopftuch. Neugierig gemacht, drang ich auf der Muschelbank vor und war nicht wenig erstaunt, hier unsere Sulata zu finden, welche mein Kommen in dessen nicht zu bemerken schien.

Um sie nicht zu erschrecken, rief ich ihr schon von weitem zu: „Saluta, was beginnst Du hier?“

Sie hatte den Blick auf die unendliche See gerichtet, nahm keine Notiz von meinem Anruf, sondern starrte weiter ins Meer.

Ich trat mehr zu ihr heran. Erschreckt durch ihr verstörtes Aussehen, dachte ich im ersten Augenblick nicht anders, als das Mädchen müsse irre sein. Ein unruhiges Flackern bligte zuweilen in ihren hübschen schwarzen Augen auf.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter. „Was hast Du, Maid, bist Du krank oder unglücklich?“ so begann ich vorsichtig zu forschen.

Sie schüttelte traurig den Kopf, ihre unstät umherirrenden Augen blickten aber, als sie mich ansah, ruhiger. In einem Augenblick völliger Hingabe und Dankbarkeit faßte sie meine Hand, drückte sie fest in den ihrigen und sagte: „Herr, nun erst ist alles, alles vorüber. Ich ging hierher, um das Wasser zu bitten, mich mit hinwegzunehmen in die Ewigkeit. Doch Dein Gott, der auch der meine ist, will es anders. Höre, Herr, diese Nacht drang in meine Kammer der Bastardmann Hendrick, der Treiber, welcher Dich und Deine weiße Frau hierherbrachte. Er hat gehört, daß ich zu Dir auf dem Wege hierher sagte, ich sei froh, wenn nun noch ein Stammesgenosse käme und mich freite. Nun hat er mich diese Nacht, ich solle ihm in seine Hütte folgen als sein Weib. Ich sagte nicht nein und wir schlossen den Bund fürs Leben, den heute der Lehrer aus Walvischbay, welcher hier weilt, segnen soll.“

„Als ich aufstand heute Morgen, o Herr, da wollte mir schier mein Herz brechen, wenn ich daran dachte, wie gut Hendrick sei und welch' ein verworfenes Weib er in mir bekäme. Ich kleidete mich an und stürzte hier an das Meer, um zu meinem Gott zu kommen. — — — Nun bin ich schon lange hier und eine innere Stimme sagte mir immer und immer wieder: „So kommst du nie zu Gott! Ungerufen nimmt Gott niemand auf!“ Ich gedachte an die Worte meines Erziehers in Walvischbay, der so oft zu mir sagte: „Saluta, Gott sieht alles, aber er vergiebt auch alles!“ Und nun, Herr,“ so schloß Saluta und sah mir dabei frei und offen in die Augen, „nun, Herr, will ich brav sein und Hendricks Weib werden.“

Ich war ergriffen, solche Tiefe des Gefühls bei diesem sechzehnjährigen Weibe zu finden. Wie hätte ich geglaubt, daß ein eingeborenes Weib solcher seelischen Empfindungen fähig sei.

„Brav, brav, Sulata, werde glücklich, so wie ich es bin mit meinem Weibe, — Du mit Deinem Hendrick.“

Glücklich hüpfte sie wie ein Kind auf dem schmalen Stein-

weg davon. Sie war seelisch genesen, geläutert aus Unglück an Leib und Seele hervorgegangen und freute sich nun wie ein Kind, welches man reich beschenkt hat.

Glückliche Jugend! Glückliches Kind!

Ich wandt mich zurück, der Hafenstadt zu. Man hatte auf allen Häusern, auch auf dem Kreuzer „Wolf“ Halbmast geslaggt! Wieder war ein Weisser dem typhösen Fieber erlegen!

Hier Hochzeit, dort Begräbnis! Eine Fülle von Freud und Leid an einem Tage. Das ist das Leben — und wohl dem, der es an Gottes Hand durchmüßt!

